2,00 DM / Band 763
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Strigen-Grauen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Strigen-Grauen

John Sinclair Nr. 763

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 16.02.1993

Titelbild von Garciolo

Sinclair Crew

Strigen-Grauen

Helen Kern stand nackt und am ganzen Leib zitternd vor dem Fenster und schaute nach draußen in die Dunkelheit. Ihr Körper zuckte in gewissen Intervallen wie unter Stromstößen - die ihr in immer stärkeren Dosen verabreicht wurden, bis sie irgendwann zusammenbrach.

Ihre Hände hatte sie auf die schmale Fensterbank gestützt. Der Atem zischte aus ihrem Mund, und die Scheibe beschlug.

Es war warm im Raum, viel zu warm, und auch feucht. Das lag nicht am Wetter, sondern an ihr selbst, an den Ausdünstungen, die sie umgaben, denn sie hatte geschwitzt.

Wie lange sie in dieser Position stand und in die Nacht hineinstarrte, konnte sie nicht sagen. Ihr kam es vor wie Stunden, nur stimmte das nicht, denn erst vor Minuten noch hatte sie im Bett gelegen und war aufgesprungen. Voller Angst und Hektik, wie ein Tier, das vor seinem Jäger floh.

Jetzt stand sie hier und traute sich nicht, das Fenster zu öffnen. Es war ein warmer Tag gewesen, die Nacht war es auch. Trotzdem kam es ihr vor, als läge hinter der Scheibe eine klirrende Kälte, die eine finstere Winterlandschaft erdrückte.

Langsam hob sie einen Arm und strich das rötlichbraune Haar zurück.

Diese Angst, diese verdammte Angst vor der Umwelt. Dieser plötzliche Anfall mitten in der Nacht.

Vor einigen Monaten hatten die Alpträume begonnen. Völlig grundlos, wie aus der Luft herausgeschnitten, und Helen hatte ihr auch keine Bedeutung beigemessen, bis sich diese verfluchten Träume in immer kürzeren Abständen wiederholten und sich dabei zu einem regelrechten Psycho-Terror ausweiteten.

Es war immer wieder der gleiche Traum. Sie sah den schrecklichen Vogel, der durch die Finsternis der Nacht schnitt, auf sie zuraste, wobei sie nicht einmal erkennen konnte, um welch einen Vogel es sich dabei handelte.

Jedenfalls um einen großen. Und er hatte bisher noch nie sein Ziel verfehlt, nämlich sie.

Immer wieder hackte er zu, und jedesmal, wenn er zurückflog, hatte er aus ihrem nackten Körper ein Stück blutendes Fleisch gerissen und war damit verschwunden.

Beute in der Nacht…

Auch jetzt lag dieser schreckliche Alptraum wieder hinter ihr. Wie immer war sie davon schreiend und in Schweiß gebadet erwacht, und wie immer war sie aufgestanden und zum Fenster gelaufen, ohne es allerdings zu öffnen.

Dicht davor hatte sie die Kraft verlassen. Helen konnte sich nur mehr auf der Fensterbank abstützen, das war alles.

Warum dieser Traum? Warum immer wieder der gleiche Schrecken? Die Frau konnte sich ungefähr ausrechnen, wann sie dieser Alptraum wieder quälen würde.

War es eine Strafe? Hatte man sie ausgesucht, weil sie mit ihren dreißig Jahren schon eine Karriere hinter sich hatte, von der die meisten nur träumten? Weil sie als Creative-Chefin einer Werbeagentur viel Geld verdiente?

Das konnte es doch nicht sein, dieser schreckliche Traum mußte andere, tiefere Ursachen haben. Mit einer Schulkollegin, die als Wissenschaftlerin arbeitete, hatte sie einmal über dieses Problem gesprochen, und die Freundin hatte ihr geraten, einen Psychiater aufzusuchen und sich in eine Tiefenhypnose versetzen zu lassen, was ja angeblich helfen sollte und modern war.

Helen hatte es abgelehnt.

Sie mochte diese Experimente nicht, und sie war auch nicht in eine dieser modernen Sekten eingetreten, wie es ihre Freundin getan hatte. Das alles lehnte Helen Kern ab.

Dabei war sie so verdammt allein. Oft so schrecklich einsam, was sie als noch schlimmer empfand als die Alpträume, denn Einsamkeit kam ihr vor wie ein tiefes, schwarzes Faß ohne Boden.

Sie stand noch immer vor dem Fenster. Sie starrte nach draußen und wußte nicht, weshalb sie das tat, denn dort passierte nichts. Alles war ruhig, sie brauchte keine Furcht zu haben, hinter ihr lag ein Traum und keine Wirklichkeit.

Die Arme waren ihr steif geworden. Sie schmerzten in Höhe der Ellenbogen. Deshalb veränderte sie ihre Haltung und preßte die Hände gegen die Scheibe.

Ihr eigenes Spiegelbild sah Helen nur schwach. Es kam ihr vor wie eine Projektion ihrer eigenen Seelenlandschaft, denn alles an ihm wirkte verschwommen und verwischt. Die dunkle Scheibe nahm das Bild auf, um es regelrecht einzusaugen, als wollte sie ihr diese Anblicke ersparen. Sie gab sich selbst gegenüber zu, daß mit ihrem Seelenleben nicht alles in Ordnung war, aber konnte sie das aus eigener Kraft ändern?

»Nichts kann ich machen«, flüsterte sie. »Erst wenn die Träume verschwunden sind, erst dann…«

Helen wunderte sich darüber, daß sie hatte sprechen können. Das war ihr nach den letzten Träumen nicht passiert. Sollte diese Tatsache auf eine Besserung hindeuten?

Kaum, nein, sicherlich nicht. Noch immer nackt, trat sie vom Fenster zurück und ging in die winzige Kammer, die ebenfalls zum Schlafzimmer der Maisonettewohnung gehörte. Helen hatte die Kammer zu einem Kühlraum umgebaut und sich dabei ein sehr hohes Gerät zugelegt, das bis an die Decke reichte.

Die große Tür schwappte auf. Helens Blick flog über die dort abgestellten Flaschen. Den Champagner sah sie gar nicht, auch nicht die edlen Fruchtsäfte. Ihr ging es ganz einfach um Wasser, schlichtes und normales Tafelwasser.

Es gehörte zu den Wassern, die nicht viel Kohlensäure enthielten. Helen öffnete eine Flasche und überlegte, ob sie ein Glas nehmen sollte, entschied sich aber anders und trank direkt aus der Flasche.

Wie ein kalter Strom rann die Flüssigkeit durch ihre Kehle und hinein in den Magen. Es war ein Gefühl, als liefen Kälteschauer über ihre Haut.

Erst als die Flasche halbleer war, stellte Helen sie weg. Dann ging sie mit schweren Schritten auf das Bett zu, wo ihr dünnes Nachthemd lag. Ein Kleid aus Seide mit schmalen Trägern. Wenn sie es trug, lag der Stoff so wunderbar weich um ihren Körper. Obwohl sie verschwitzt war und sich nach einer Dusche sehnte, streifte sie doch das Kleid über.

Kein warmer Schweiß, sondern kalter. Eben der Angstschweiß des Alptraums.

Helen Kern schüttelte sich. Sie freute sich darüber, sich endlich wieder gefangen zu haben, denn die Erinnerung des doch sehr real gewesenen Alptraums verschwand allmählich in der Ferne und verwandelte sich in ein leicht diffuses Gebilde.

Mit dem nackten Fuß trat sie auf einen Schalter. In ihrer Nähe erstrahlte ein Halbmond, der auf einem weißen Fuß stand und etwa aus halber Deckenhöhe seinen weichen Schein auf den dickflorigen, hellen Teppich fließen ließ, den Helen von einer Foto-Session aus Marokko mitgebracht hatte.

Sie strich über ihn so gern mit nackten Füßen hinweg. Auch jetzt, nach diesem verdammten Traum, als sie den Weg wieder zum Fenster einschlug. Sie wollte nicht wieder vor der geschlossenen Scheibe stehenbleiben und sich endlich einmal überwinden und das Fenster öffnen.

Nicht wenige Menschen hätten sie um die Wohnlage beneidet. Das Haus stand zwar nicht einsam, aber die drei zusammengehörigen Gebäude bildeten gewissermaßen den Mittelpunkt eines Parks und waren von alten Laubbäumen umgeben. Helens Wohnung erstreckte sich über zwei Etagen.

Von dem großen Balkon, er lag in der unteren Etage der Wohnung, hatte Helen einen herrlichen Ausblick über den Park. Nie hätte es Helen sich getraut, in ihrem Zustand den Balkon zu betreten, da wäre sie sich vorgekommen wie ein nackter Soldat inmitten von bewaffneten Feinden.

Sie blieb hier oben, umfaßte den Kunststoffgriff und hatte das Gefühl, er wäre mit Leim bestrichen.

Sie schüttelte sich. Wahrscheinlich lag es nur an ihrer so feuchten Handfläche, daß sie so dachte.

Sehr leicht schwang das Fenster auf, und der Schwall Nachtluft drang ihr sofort entgegen.

Kühl, aber doch warm. Sie hätte die Temperatur niemals schätzen können, dieses Wetter war ihr so fremd, es drückte auf die psychischen und physischen Zustände der Menschen, und vielen Herz-

und Kreislaufkranken ging es schlecht.
Damit hatte Helen nichts zu tun. Bei ihr waren eben andere Dinge dominant, die Alpträume, zum Beispiel.
Eine laue Nacht, ein leichter Südwind, der wie mit warmen Händen ihre Haut streichelte. Er strich durch das Blätterwerk der Bäume wie der Atem eines Riesen, spielte mit dem noch festen Laub und ließ es geheimnisvoll rascheln.
Ihre Angst war zum Großteil verflogen, und so kümmerte sie sich um die natürlichen Geräusche.
Die Nacht war nicht ruhig. Nicht nur das geheimnisvolle Wispern der Blätter zählte sie dazu, sondern auch andere Geräusche, die in weiter Ferne lagen. Der Wind brachte sie mit.
Helen verfolgte die Gebirgslandschaft aus Wolken. Dabei hörte sie leise Stimmen, die im Nachbarhaus aufklangen. Dort saßen Menschen auf der Terrasse und feierten etwas. Was sie sagten, bekam sie nicht mit. Die Leute interessierten sie auch nicht, Helen hatte ihre eigenen Probleme. Geheimnisvolle und rätselhafte Laute umgaben sie. Waren es Tiere, die durch das Unterholz hetzten? Katzen, Mäuse, Eichhörnchen? Es gab sie alle hier, wie Helen wußte. Sie hatte sie auch schon gesehen, aber nicht in der Nacht. Manche Eichhörnchen waren so zahm gewesen, daß sie ihr aus der Hand gefressen hätten.
Sie empfand den Südwind wie den »Atem« aus einem Ofen. Er war Helen unangenehm, deshalb zuckte sie auch zurück und hörte noch in der Bewegung das Geräusch.
Flapp… flapp…
Helen Kern blieb stehen. Sie schaute nach vorn. Das Fenster stand offen, dahinter lag die Nacht wie ein schwarzes Riesentier.
Flapp… flapp…
Sie überlegte. Die Geräusche waren ihr fremd und trotzdem irgendwo bekannt. Als wäre jemand dabei gewesen, Tücher durch die Luft zu schwingen, schwere Tücher, die Geräusche verursachten.
Aber das konnte es nicht sein. Nein, keine Tücher. Dann hätte jemand über ihr stehen und die Tücher schwingen müssen.
Das konnte es nicht sein.
Überhaupt nicht…
Etwas anderes war da gekommen. So ungewöhnlich, so böse und auch heimlich.
Helen dachte an ihren Alptraum. Man hatte ihn von der Kette der Erinnerungen gelöst. Dieser Alptraum war wieder gegenwärtig, sogar in allen Einzelheiten.
Sie hatte von Vögeln geträumt.
Von großen Vögeln mit mächtigen Körpern und gewaltigen Schwingen.
Beim letzten Wort hakte sie ein oder nach. Schwingen - Himmel, das

war es! Das mußte es gewesen sein.

Der große Vogel aus dem Alptraum. Er hatte die andere Welt verlassen und war hineingestoßen in die reale. Er war da, und er würde bestimmt zu ihr kommen.

Helen fing an zu zittern. Ihr Verstand weigerte sich, dies zu glauben, obwohl ihr Gefühl zustimmte.

Es gelang ihr nur nicht, die beiden Dinge in die Reihe zu bringen, sie so miteinander zu mischen, daß daraus ein für sie akzeptables Bild entstand.

Die Angst vor dem Traum, die Wahrheit vor dem Traum. Es war das böse Omen, das Zeichen einer Traumwelt. Ihr Unterbewußtsein hatte sich in die Realität hineingedrückt, und sie erlebte, wie schrecklich so etwas sein konnte.

Kälte kroch an ihr hoch. Helen wollte nicht, aber sie legte die kurze Distanz bis zum Fenster mit zwei Schritten zurück. Die Arme halb angehoben, fuhr sie mit ihren gespreizten Fingern durch ihr Haar, wobei sie sich schüttelte, denn sie hatte den Eindruck, daß es steif geworden war. Zumindest an einigen Stellen. Da waren aus den weichen Strähnen beinahe schon harte Stäbe geworden.

Du bist verrückt, verrückt, nur verrückt. Sie ließ die Arme sinken und beugte sich vor. Die Nacht war wieder ruhig geworden, trotzdem hörte sie das ungewöhnliche Geräusch nicht mehr. Helen Kern wollte schon aufatmen, als sie überrascht wurde.

Auch wieder durch den Flügelschlag.

Aber das war nicht alles. Die Flügel bekamen Gestalt. Etwas baute sich in der Nacht vor ihrem Fenster auf und nahm an Größe zu. Es wurde gewaltig, sie hörte das Geräusch jetzt ganz nahe, eigentlich schon zu nahe, und sie wollte weg.

Zu spät, nicht mehr möglich. Was immer da gekommen sein mochte, es war zu schnell für sie.

Helen konnte nichts mehr sehen. Etwas wild Flatterndes überdeckte ihr Sichtfeld. Sie nahm einen scharfen Geruch wahr, riß die Arme hoch. Die Hände streiften das Gefieder. Und dann geschah es: Etwas hackte in ihr Gesicht, als hätte jemand ein scharfes Messer durch ihre Wange gezogen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte die rechte Seite. Helen taumelte zurück, preßte ihre Hand gegen die Wange und spürte die klebrige Flüssigkeit.

Blut - es war Blut…

***

Wie sie in den Sessel gekommen war, konnte sie nicht begreifen. Jedenfalls fand sie sich in ihm wieder. Sie hockte da, hörte sich atmen und hatte den Eindruck, daß ihr gesamter Körper zu einer großen Pumpe geworden war. Ein Mechanismus, der nicht mehr von ihrem

Gehirn gesteuert wurde, sondern automatisch ablief.

Etwas Klebriges rann an ihrer rechten Wange herab auf den Hals zu. Es war kein Leim, auch kein Sirup, und sie hob den Arm an, um hinfassen zu können.

Mit der Fingerspitze tippte sie gegen die Flüssigkeit. Dann schaute sie nach.

Ein roter Fleck. Schmierig, flüssig, Blut…

Erst jetzt wurde ihr klar, was eigentlich geschehen war. Sie hatte am Fenster gestanden, zuerst die unheimlichen Geräusche gehört, von denen sie nun wußte, daß es nur Flügelschläge hatten sein können, und dann war dieser flatternde Schatten aufgetaucht, um sie zu verletzen.

Kein Schatten, ein Vogel!

Ein Raubtier, einer, der zu den Großen seiner Art gehörte. Helen dachte sofort an einen Adler oder auch Falken, aber das alles traf wohl nicht richtig zu.

Sie stand auf.

Das Fenster lockte sie. Helen ging hin und schloß es zu. Sie fühlte sich aber nicht sicherer. Nein, sie war nicht der Meinung, daß sie die Gefahr ausgeschlossen hatte. Die war geblieben, die steckte in der Wohnung und auch in ihr, da brauchte sie nur an den Alptraum zu denken, der nun grausame Wirklichkeit geworden war.

Helen Kern bewegte sich sehr langsam. Ein Arzt hätte sofort erkannt, daß diese Frau unter Schock stand und noch nicht richtig nachvollzogen hatte, was da passiert war. Das würde sie erst können, wenn dieser andere Zustand vorüber war.

Helen wollte etwas tun. Aber was? Sie überlegte verzweifelt. Ins Bad gehen und sich alles aus der Nähe anschauen? Ja, das war es.

Ein Kinderspiel.

Ihre Hand lag schon auf der Klinke, als sie begriff. Plötzlich wurde ihr klar, was geschehen war.

Helen schrie auf. Sie schaffte es nicht mehr, das Bad zu betreten. Statt dessen drehte sie sich auf der Stelle um, wankte los und wußte selbst nicht mehr, wie sie auf das Bett gefallen war, auf dem sie sich schließlich wiederfand.

Sie lag dort, hörte sich atmen und jammern, spürte den bösen Schmerz an der rechten Wange und wußte, daß sie mit ihrem Blut die teure Bettdecke und auch das Laken verschmierte, was ihr nichts weiter ausmachte. In diesen Augenblicken stand sie haushoch über den Dingen. Das Leben hatte sich radikal verändert.

Sie hörte die fremden Geräusche und brauchte einige Zeit, um herauszufinden, daß sie es war, die weinte, krächzte und schluchzte.

Was hatte sie denn getan? Warum gerade sie? Warum hat es mich erwischt? Was bedeutet das alles?

Die Fragen hämmerten auf sie nieder, quälten sie.

Angst, heiße Angst durchströmte sie. Als würde ein Messer tief in ihren Körper eindringen.

Wann sich Helen aufrichtete, hatte sie vergessen. Zeit war für sie ohne Bedeutung geworden. Sie stand nur auf, und sie wunderte sich, daß sie noch gehen konnte.

Die Angst war von einer ungewöhnlichen Leere abgelöst worden. Sie kannte das Gefühl dieser bedrückenden Einsamkeit, denn sie gehörte zu den Menschen, die dies schon öfter erlebt hatten. Es mochte daran liegen, daß Helen so ziemlich allein auf der Welt stand und weder Verwandte noch Freunde hatte.

Allein, ohne irgendwelche Ansprechpartner…

Sie schüttelte den Kopf, fiel beinahe gegen die Badezimmertür und griff mit letzter Kraft nach der Klinke. Sie drückte die Tür auf, dann stolperte sie über die Schwelle, hinein in die Welt aus einem sanften Grün und weichen, beigen Farben. Beige waren die Wand- und Bodenfliesen, ebenso das Waschbecken und die schmalen Schränke, die bis zur Decke reichten. In ihnen hatte sie all die Dinge verstaut, die sie unbedingt brauchte, unter anderem auch Handtücher.

Ein großer Spiegel, seitlich beleuchtet, nahm beinahe die gesamte Breite der Wand ein.

Helen hatte zwar das Licht eingeschaltet, aber sie schaute nicht in den Spiegel, denn sie wollte sich nicht selbst sehen. Sie fürchtete sich auch davor.

Statt dessen holte sie aus dem schmalen Schrank ein Handtuch hervor und faltete es auseinander. Es fiel in ihre offene Hand, und sie preßte es gegen die rechte Wange.

Dort tobte noch immer der Schmerz. Er hatte sich in das Fleisch hineingebissen. Helen atmete laut und heftig. Erst nach einer Weile traute sie sich eine Drehung zu, so daß sie jetzt vor dem großen Spiegel stand, aber noch immer das Handtuch gegen die Wange gepreßt hielt. Ihren Hals konnte sie erkennen, und sie sah auch den roten Blutstreifen, der bis zur Wange hochreichte. Ihrer Meinung nach mußte sie eine tiefe Wunde haben. Das aber war es nicht gewesen. Es hatte sie keiner mit dem Messer berührt. Vögel haben keine Messer, nur Schnäbel.

Lang, spitz, oft gekrümmt…

Wie bei ihr.

Die rechte Hand sank nach unten und damit auch das Handtuch. Jetzt war der Blick auf ihre Wange frei.

Helen Kern erstarrte. Sie konnte kaum glauben, was sie da sah. Die Wange war genau in der Mitte geschwollen. Dort hatte sie der Schnabelhieb erwischt. Sie war dick geworden, beulte sich aus und war gleichzeitig aufgerissen wie eine tiefe Furche, die sich mit einem

dicken Blutklumpen gefüllt hatte.

Helen wußte nicht, was sie denken sollte. Sie wußte sowieso nicht, ob sie überhaupt jemals wieder in der Lage sein würde, einen klaren Gedanken zu fassen.

Alles war so anders, so schrecklich und für sie auf keinen Fall faßbar geworden.

Es war ja nicht nur die Wunde, die sie störte, sondern auch das Umfeld um sie herum. Darum wollte sie sich jetzt nicht kümmern, als sie das Wasser aufdrehte und zuschaute, wie es warm in den Abfluß strömte.

Die Frau feuchtete das Handtuch an einer Stelle an und begann mit der Reinigung der Wunde. Wenn sie dabei zu nahe an das dunkelrote geschwollene Zentrum herankam, zuckte sie jedesmal zusammen, weil der Schmerz wieder durch die Wange zuckte.

Aber sie riß sich zusammen. Sie mußte die Wunde reinigen, sie dann mit Alkohol desinfizieren und sich ein Pflaster heraussuchen, das auch paßte.

Sie tat es mit rein mechanischen Bewegungen, ohne länger darüber nachzudenken. Die Schmerzen ignorierte sie dabei, sie zuckten immer durch das Gesicht, als hätte sie Nadelstöße bekommen.

Helen schaffte es, und sie reinigte auch ihren Hals. Danach schaute sie sich die Wunde im Spiegel noch einmal genauer an.

Der Schnabel hatte eine Kerbe in das Fleisch hineingehackt. Eine schräge Kerbe, und die Hautlappen der Wunden klafften dabei auseinander. Um sie herum hatte die normale Haut eine bläulichgraue Färbung angenommen, ähnlich wie bei einem Bluterguß.

Obwohl sich die Wunde von keiner ähnlichen unterschied, widerte sie die Frau an. Gerade bei ihr empfand sie sie als besonders schlimm, und plötzlich wollte Helen sie nicht mehr sehen. Sie kam sich so kaputt vor und gedemütigt, und über ihren Rücken rann ein kalter Schauer. Hastig suchte sie nach dem Pflaster. Sie hatte es in eines der oberen Regale hinter der schmalen Schranktür gelegt.

Dort wühlte sie herum, holte kleine Dosen und andere Dinge hervor, und es machte ihr nichts aus, daß dieses Zeug zu Boden fiel.

Endlich hatte sie die Pflaster gefunden. Sie nahm das größte aus der Schachtel, denn sie wollte nichts, aber auch gar nichts mehr von der Wunde sehen.

Dennoch war sie nicht erleichtert, als sie es hinter sich hatte. Zwar fühlte sie sich etwas beruhigter, aber die große Ruhe wollte sie nicht überkommen. Dazu war der Vorgang einfach zu schrecklich gewesen, zu tiefgreifend.

Als sie das Bad verließ und mit schleppenden Schritten in ihr Schlafzimmer zurückkehrte, überkam sie abermals eine gewaltige Angst, obwohl sich hinter dem Fenster nichts bewegte.

Helen fürchtete sich vor etwas anderem. Sie hatte einfach das Gefühl, daß es mit dem Aufkleben des Pflasters nicht getan war. Daß dieser Angriff erst der Beginn weiterer unheimlicher und unerklärlicher Dinge war, die auf sie zukamen.

***

Todesangst!

So grausam, so alles überdeckend, so schleichend wie ein tödliches Gift und so verdammt einprägsam.

Ich saß da und bewegte mich nicht, aber ich konnte nachvollziehen, was mein Gegenüber empfand.

Ein Gegenstand berührte seinen Nacken. Er war lang, kalt und an seinem Ende rund, ein Schalldämpfer. Ihn hatte ein Mann auf die Waffe geschraubt, der wie ein Schatten in der Nische aufgetaucht war und mein Gegenüber bedrohte.

Ich war zu keiner Bewegung gekommen, es war einfach zu schnell gegangen, und ich schaute nun in das Gesicht des Fremden, besonders in die Augen, die so grau und leblos wie Kieselsteine waren, mir dennoch genug sagten. Dieser Mann war gekommen, um zu töten, und es würde nichts geben, was ihn davon abhalten konnte.

Sanders spürte die Angst. Er hatte sie schon zuvor bei unserem Treffen gehabt, doch mit dem Auftauchen des Fremden war sie zur reinen Todesangst geworden.

Er saß steif da. Er zitterte nicht einmal. Seine Hände lagen rechts und links des Glases, doch auf dem Gesicht veränderte sich einiges. Da strömte der Schweiß aus jeder Pore. Er kam mir so dick wie Sirup vor und schien das wahre Gesicht des Mannes zerfließen zu lassen.

Sanders hatte mich getroffen, um mir einige Informationen zu geben, die ein bestimmtes Thema betrafen. Da mischte sich Magie mit Spionage, soviel wußte ich. Er hatte weit ausholen wollen, er hatte über einen osteuropäischen Nachrichtendienst gesprochen, der zusammengebrochen war, aber sein Erbe nicht verleugnen konnte. Er wußte auch über mich Bescheid, ich nicht über ihn.

Er hatte nie konkret auf meine Fragen geantwortet, weil ich hatte wissen wollen, für welche Seite er nun arbeitete. Sein Lächeln war verkrampft und unecht gewesen, und ich war letztendlich zu dem Entschluß gekommen, einen Doppelagenten vor mir sitzen zu haben.

Es hätte sicherlich ein interessantes Gespräch werden können, wäre nicht dieser Fremde aufgetaucht und hätte sich hinter Sanders aufgebaut. Man konnte uns vom Lokal aus kaum sehen, denn wir saßen in einer Nische, die sich Sanders bewußt ausgesucht hatte. Es war ihm wohl peinlich, vor Zeugen mit mir zusammen zu sein. Daß ihm die Feinde schon so dicht auf den Fersen gewesen waren, damit hatte er nicht gerechnet.

Sanders war ein Mann, dessen Alter ich schlecht schätzen konnte. Vielleicht war er vierzig, vielleicht auch ein paar Jahre älter oder jünger. Das konnte man wirklich nicht sagen. Sein Haar war schütter geworden. Es wuchs nur noch auf dem Hinterkopf, war ebenfalls schweißdurchtränkt und klebte dort in dunklen Strähnen zusammen.

Blasse Augen, blasse Brauen, ein ebenfalls von Natur aus blasses Gesicht, auf dem sich jetzt allerdings ein schwaches Muster aus Sommersprossen abzeichnete und den zahlreichen Schweißperlen manchmal so etwas wie Farbe gegeben hatte.

Sein Mund war ebenfalls blaß, dafür sehr breit und erinnerte mich schon beinahe an das Maul einer Kröte. Sanders, trug einen hellgrünen Anzug, dazu ein weißes Hemd ohne Krawatte.

Er schwitzte, er roch dabei, und sein Atem wehte mir über den runden Tisch entgegen. Über uns hing eine Lampe, die nur gedämpftes Licht aussandte. Über den Dimmer konnte man es noch weiter reduzieren, was für gewisse Männer wichtig war, die sich mit ihren Gespielinnen in die Nischen zurückzogen.

Das alles interessierte mich nur am Rande. Freiwillig hätte ich diese billige schwüle Bar nicht betreten, aber Sanders hatte eben auf diesen Treffpunkt bestanden, der durchaus zu seinem Totenbett werden konnte.

Ich spürte zwar nicht die gleiche Furcht wie Sanders, doch meine Gedanken machte ich mir schon.

Wenn dieser Fremde Sanders vor meinen Augen erschoß, dann hatte er einen Zeugen, nämlich mich. Und Zeugen würde er kaum zurücklassen, also befand ich mich ebenfalls in großer Gefahr und mußte damit rechnen, die zweite Kugel zu erwischen.

Alles war so schnell gegangen und auch so unwirklich, daß ich eine gewisse Zeit brauchte, um mich an die neue Lage zu gewöhnen. Erst dann konnte ich eine erste Frage stellen.

»Was soll das, Mister?«

Der Fremde mit den kalten Augen schaute mich an. Er hatte sein Haar lang wachsen lassen, zumindest im Nacken. Die Ohren lagen frei. In beiden Läppchen blinkten Diamanten. Er trug ein T-Shirt, Jeans und eine dünne Lederjacke, unter der er auch die Waffe versteckt gehalten hatte. Seine Lippen waren breit und irgendwo hart, und er gab mir auf meine Frage keine Antwort, deshalb versuchte ich es erneut.

»Warum sind Sie hier eingedrungen und bedrohen den Mann hier?«

»Weil ich ihn töten werde.«

»Einfach so?«

»Nein!«

Ich dachte über den Klang seiner Stimme nach, denn ich hatte festgestellt, daß er Ausländer war.

Sein Englisch klang hart. Ich vermutete, daß er aus dem Osten

Europas kam, aber das war nicht das Problem, denn Killer gab es auch bei uns.

Es war die Waffe, es war der Schalldämpfer, und es war einfach sein verfluchter Wille, es zu tun.

Ich hatte es in seinen Augen gelesen.

Trotzdem gab ich nicht auf und versuchte es weiter. »Was hat Ihnen der Mann getan?«

»Er ist ein Verräter!«

Sanders schnappte nach Luft. Er hatte unser Gespräch natürlich mitbekommen. »Nein, es stimmt nicht. Ich bin kein Verräter. Ich bin keiner in dem Sinne, verstehst du? Es hat sich in der letzten Zeit vieles verändert. Nichts ist mehr so, wie es einmal war. Das mußt du einsehen, verdammt. Ihr könnt nicht mehr so weitermachen. Euch fehlt die Deckung. Es ist alles vorbei. Die Zeit der Experimente ist um. Warum, zum Henker, glaubt ihr mir nicht? Wir müssen doch jetzt zusammenhalten, sonst werden uns die Mächte, die ihr gerufen habt, überrollen. Alle haben begriffen, daß die Zeiten anders geworden sind, nur eine kleine Gruppe von Idioten nicht, zu der du gehörst.«

»Du redest Unsinn!«

»Nein, es ist die Wahrheit!«

»Nicht für uns!«

Sanders gab nicht auf. »Es hat keinen Sinn, wenn ihr weitermacht. Sie verlieren.«

»Ich gewinne immer.«

Es wurde Zeit für mich, daß ich mich in das Gespräch einmischte. »Hören Sie, Mister, ich weiß zwar nicht genau, was hier gespielt wird…«

»Das wirst du auch nie erfahren, Sinclair.«

Er kannte also meinen Namen, das war interessant. Also hatte er sich gut vorbereitet. »Trotzdem möchte ich noch einen Versuch starten.«

»Du kannst ihn dir sparen!«

Ich schwieg und schaute ihn an. Nein, es gab kein Erbarmen in seinen Augen. Er war brutal, er war von einer seelenlosen Killerkälte durchdrungen, und wegen meines Blickwinkels konnte ich auch seinen rechten Zeigefinger sehen, den er um den Abzug gelegt hatte. Er brauchte den Stecher nur um eine Winzigkeit zurückzuziehen, dann jagte der Tod aus der Mündung.

Sanders stand kurz vor dem Durchdrehen. Er versuchte es noch ein letztes Mal. Ich hörte genau zu und erfuhr deshalb, daß er den Namen des Killers kannte.

»Hör zu, Glinka…«

Es waren die letzten Worte in seinem Leben, denn der Killer drückte eiskalt ab.

Für mich verwandelte sich die Umgebung in ein wüstes Horror-

Szenario. Was ich da zu sehen bekam, war kaum zu fassen, es wollte in meinen Verstand nicht hinein, obwohl ich zu den Menschen gehörte, die schon viel mitgemacht hatten.

Die Kugel zerriß den Kopf meines Informanten. Ich sah das Blut, ich sah für einen Moment noch das Gesicht, bevor der Körper endgültig nach vorn kippte und damit der runden Tischplatte entgegenfiel.

Der Killer schwenkte die Waffe.

Im Film hätte der Held phantastisch reagiert, den Tisch angehoben und ihn dem Mörder in die Figur gerammt. Aber ich war nicht im Film, ich war ein Mensch, der normal empfand und nicht nach einem Drehbuch handelte.

Mich hatte der Schreck über diesen irren und unverständlichen Mord einfach starr gemacht.

Glinka bewegte die Waffe.

Der Schalldämpfer wanderte in eine andere Richtung. Mir kam er plötzlich übergroß vor, als ich in ihn hineinschaute. Es würde wohl das letzte sein, was ich in meinem Leben wahrnahm.

Oder das Zucken der Killerlippen.

Und dann war es doch wie im Film.

Ein Schuß peitschte. Eine Kugel, die ich nicht sah, raste heran und schmetterte dicht unter dem Kinn in den Hals des Killers…

***

Ich saß da. Ich bewegte mich nicht. Ich dachte an nichts, denn ich schaute nur zu.

Die Kugel hatte eine Arterie aufgerissen. Das Blut sprudelte wie hellrotes Wasser aus einem Brunnen. Glinka war nicht mehr zu einem zweiten Schuß gekommen. Die Wucht des tödlichen Treffers hatte ihn nach hinten geschmettert, wo er von der dünnen, rötlich angestrichenen Sperrholzwand abgefangen worden war.

Dort sackte er dann zusammen.

In seinen Knien war keine Kraft mehr. Er hatte überhaupt keine Kraft. Sämtliche Fäden, die ein Leben garantierten, waren durch den Treffer zerschnitten worden. Als Toter setzte er sich nieder, blieb für einen Moment in dieser Haltung und kippte dann nach rechts weg, als hätte ihm jemand an der linken Schulter einen kurzen Stoß versetzt.

Der Schuß hatte hart und peitschend geklungen. Es war so etwas wie ein Signal für die übrigen Gäste gewesen, die plötzlich durchdrehten. Ihr Schreien vermischte sich zu einem schrillen Stimmeninferno, das wie eine Wolke über mich hereinbrach. Ich wußte nicht, was hinter mir geschah. Ich wollte aufstehen, aber es war nicht möglich. Etwas hielt mich auf meinem Sitz fest, und ich senkte den Blick, um auf die Tischplatte zu schauen, denn über ihr war Sanders zusammengebrochen. Sein Gesicht sah ich nicht, dafür die häßliche

Wunde am Hinterkopf und das Blut, das sich um den Kopf herum ausgebreitet hatte und dem Tischtuch eine schlimme Farbe gab.

Ich war dem Tod nur knapp entwischt. Aber nur deshalb, weil ein anderer geschossen und mir somit das Leben gerettet hatte.

Auf dem Stuhl drehte ich mich herum und schickte meinen Blick in das Chaos der Bar.

Dort hatte sich einiges verändert. Ich sah es, obwohl die Lampen nur schwach leuchteten. Zahlreiche Gäste hatten die Bar in wilder Panik verlassen. Zurück war das Personal geblieben und ein Geschäftsführer im dunkelroten Smoking. Der Mann hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Sänger Engelbert und war völlig von der Rolle. Er tobte, sackte zusammen, tobte wieder und blieb schließlich auf einem Stuhl sitzen, weil ihn der Mann auf den Platz drückte, der mir auch durch einen genau gezielten Schuß das Leben gerettet hatte.

Es war Suko.

Ihn hatte ich mit in die Bar genommen. Gewissermaßen als Rückendeckung, weil mir dieser Treffpunkt doch ein wenig obskur gewesen war. Suko hatte auf einem Platz gesessen, von dem er alles hatte beobachten können. Zu meinem Glück.

Er hatte jetzt das Kommando übernommen, sich ausgewiesen und auch schon die Kollegen alarmiert.

Nur gut, daß einer die Nerven behielt.

Ich schaute auf meine Hände, als ich die Arme mit den Ellenbogen auf die Tischplatte gestützt hatte.

Die Finger zitterten. Eine völlig natürliche Reaktion, denn auch ich mußte zunächst einmal den Schock überwinden.

Auf meinem Rücken war die Haut naß, ebenso wie im Nacken. Meine Wasserflasche war seltsamerweise nicht umgekippt, allerdings das neben ihr stehende Glas.

Ich nahm die Flasche, setzte die Öffnung an meine Lippen und trank zwei große Schlucke. Das Kratzen blieb trotzdem in der Kehle. Ich stellte die Flasche wieder zurück auf den Tisch, holte meine Zigaretten hervor und zündete mir ein Stäbchen an.

Neben mir bemerkte ich eine Bewegung. Als ich den Kopf drehte, geriet eine mit Whisky gefüllte Flasche in mein Blickfeld. Gehalten wurde sie von Sukos Hand. »Hier, Alter, trink einen Schluck, den hast du dir verdient.«

»Danke.«

»Sonst alles in Ordnung?«

Ich blies eine Rauchwolke über den Kopf des Toten hinweg. »Soweit man von Ordnung reden kann.«

»Ich bin gleich wieder zurück.«

Suko untersuchte den Killer. Als er sich erhob, nickte er mir zu. Der Mann war also tot.

Ich trank den Whisky und hatte das Gefühl, daß er in meinem Innern für eine Belebung sorgte, die auch meine Gedanken erfaßte.

Das schreckliche Geschehen lief noch einmal vor meinen Augen ab, und auch in der Erinnerung daran stöhnte ich noch über das erlebte Grauen auf.

Ich kam damit einfach nicht zurecht. Es war zuviel auf einmal gewesen. Der zweite Schluck floß die Kehle hinab. Wieder dachte ich nach, und jetzt über die beiden Namen der beteiligten Personen.

Der eine hatte Sanders geheißen. Ich schaute ihn an und dachte daran, daß er mir bis zum heutigen Tag fremd gewesen war. Aber er hatte mich gekannt. Vor dem Treffen hatte ich Nachforschungen über ihn angestellt, und die Spuren hatten in eine bestimmte Richtung gedeutet. In das undurchsichtige Labyrinth der Geheimdienste. Es ging um Spionage und Gegenspionage. Der tote Killer war von Sanders mit dem Namen Glinka angeredet worden. Der wiederum war mir völlig fremd.

Zwei Namen also, mit denen ich leider nichts mehr anfangen konnte. Ich mußte sie nur als den Beginn der Spur sehen.

Nein, es gab da noch einen dritten Namen.

Erst jetzt fiel mir wieder ein, daß ich vor Glinkas Auftauchen noch einige Sätze mit Sanders hatte reden können. Dabei war ich glücklicherweise ziemlich schnell zur Sache gekommen, und da hatte ich noch einen dritten Namen erfahren.

Den einer Frau.

Helen Kern!

Ich hatte ihn gut behalten können, denn er war kurz gewesen. Nur wußte ich leider nicht, welche Rolle diese Person in dem sich anbahnenden Fall spielte. Zu irgendwelchen Nachfragen meinerseits war es nicht mehr gekommen, der Mörder hatte eben zu schnell zugeschlagen.

So sah es aus.

Ich stand auf, löschte die Zigarette im Ascher. Noch immer zitterten mir die Beine, aber das würde vergehen. Auch der Schock war zum Großteil verschwunden. Mit noch immer leicht unsicheren Schritten verließ ich die Nische und betrat die Bar, die zu den billigen gehörte, was die äußere Aufmachung anging, und eigentlich nur bei gewissen Lichttönen akzeptiert wurde. Tagsüber sah sie sicherlich nicht besser aus als ein Stall.

Sehr langsam ging ich auf die Theke zu. Hinter ihr standen die beiden Bardamen. Sie trugen knappe Glitzerkostüme und waren nun geschockt. Sie dachten nicht im Traum daran, auf mich zuzukommen, als ich mich gesetzt hatte.

Dafür schaute mich der Geschäftsführer an. Sein solariumsbraunes Gesicht zuckte. Der Oberlippenbart war so dunkel, als hätte er ihn mit

Schuhcreme eingeschmiert. Als ich ihm winkte, erhob er sich von seinem Sitz und kam auf mich zu.

Neben mir blieb er stehen.

»Sie können sich auch setzen.«

»Gut.« Er nahm Platz. Sein Gesicht zeigte tiefe Falten und auch die Angst, die er fühlte. »Ich weiß, wer Sie sind, Mister. Ihr Kollege hat mich aufgeklärt.«

»Das ist gut.«

»Auch wenn Sie mich mit Ihren Fragen durchlöchern, ich weiß nichts, gar nichts.« Beinahe traurig schüttelte er den Kopf, bevor er die Nase hochzog.

»Sie sollten einen Schluck trinken.«

Er hatte ins Leere gestarrt und erschrak. »Was meinten Sie, Mr. Sinclair?«

Ich wiederholte meinen Vorschlag.

Er stimmte zu, bestellte Gin und bekam eine volle Flasche nebst Glas von der blassen Barmaid gebracht. Ich lehnte einen Schluck ab, die beiden Whiskys hatten mir gereicht. Dafür wollte ich den Namen meines Gesprächspartners wissen.

»Ich heiße Dario Gilles.«

»Okay, Mr. Gilles. Sie haben mir ja schon gesagt, daß Sie nichts wissen, aber kannten Sie die beiden Männer wirklich nicht?«

Er trank einen dreifachen Gin. Noch während das Zeug in seinen Rachen floß, schüttelte er den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. Ich habe ihn nicht gekannt.«

Ich schaute gegen das Rauchglas der Tresenlampen. »Das ist seltsam, wirklich.«

»Wieso?«

»Weil sich Sanders, so hieß der Mann an meinem Tisch, ausgerechnet hier mit mir treffen wollte. Er hat auf diesem Lokal bestanden. Ich könnte mir deshalb vorstellen, daß er Stammkunde gewesen ist.«

Gilles schenkte wieder Gin in das Glas. »Stammkunde nicht.«

»Aha. Dann kannten Sie ihn also.«

»Nicht mit Namen.«

»Sondern?«

Gilles rutschte unbehaglich auf seinem Hocker hin und her. »Nun ja, das ist so eine Sache. Ich kannte ihn vom Ansehen her, wenn Sie verstehen. In unserer Branche redet man nicht gern über Gäste. Man nimmt sie hin, man hört den einen oder anderen Namen, wobei es keine Rolle spielt, ob der echt oder falsch ist. Viele Männer sind verheiratet, man soll eben nicht wissen, wo sie sich nach Dienstschluß herumtreiben, und da sind Namen wirklich wie Schall und Rauch. So war es auch bei diesem Gast. Ich habe ihn einige Male hier gesehen, mehr nicht.«

»Er hieß Sanders.«
»Meinetwegen.«
»Kam er immer allein?«
Der Geschäftsführer überlegte. »Ja, in der Regel schon. Aber einmal hatte er einen Bekannten bei sich. Die beiden setzten sich in eine der Nischen. Sie wollten keine Mädchen, weil sie etwas zu besprechen hatten. Ein paarmal habe ich zu ihnen hinübergeschaut und muß sagen, daß sie sich sehr intensiv unterhalten haben.«
»Könnten Sie mir das wohl näher erläutern?«
»Worüber sie sprachen, habe ich natürlich nicht gehört, Mr. Sinclair. Aber sie schienen doch Probleme zu haben, denn sie redeten sehr heftig aufeinander ein.«
»Kamen sie zu einem Ergebnis?«
»Weiß ich nicht, der eine ist dann gegangen, und dieser Sanders blieb noch ein paar Minuten, bis er die Bar ebenfalls verließ.«
Ich nickte und murmelte: »Den Gast haben Sie nicht zufällig gekannt - oder?«
»Nein, den sah ich zum erstenmal. Er ist auch nicht mehr wiedergekommen, das können Sie mir glauben.«
»Natürlich. Nur hätte ich gern eine Beschreibung von ihm.«
»Da kann ich Ihnen nicht helfen.«
»Kommen Sie, Gilles. Gerade Sie in Ihrem Job haben einen Blick für Menschen. Und wenn Sie mehrmals hingeschaut haben, muß Ihnen auch etwas in der Erinnerung geblieben sein. Wir haben es hier mit einem Mord zu tun, den ich aufklären muß…«
»Ja, ich verstehe. Der Fremde war normal groß, blond…« Er hob die Schultern. »Sonst nichts. Er hat nicht mal einen auffälligen Anzug getragen.«
»Und wann sind die beiden hiergewesen?«
»Das war… lassen Sie mich überlegen. Ja, das ist vor zwei Tagen gewesen. Da habe ich Ihren Sanders zum letztenmal gesehen, den heutigen Tag mal ausgenommen.«
»Gut. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein?«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Da war noch der Killer, der von meinem Kollegen in Notwehr erschossen wurde. Kam der Ihnen zufällig bekannt vor?«
Gilles schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Den Mann habe ich hier zum erstenmal gesehen. Ich weiß nicht, wo ich ihn hinstecken soll. Es ist nur schlimm, daß die furchtbaren Taten gerade in meinem Geschäft passiert sind.«
»Tja, das war Ihr Pech, Gilles. Aber einen erwischt es immer. Diesmal waren Sie an der Reihe.« Ich rutschte vom Hocker, weil ich Suko gesehen hatte, der mir zuwinkte.
Ein Mann stand bei ihm. Von draußen hörte ich Sirenen. Die

Kollegen kamen, die Mordkommission war auch da, es gab Fragen zu beantworten, denen Suko und ich uns stellten.

Wir erklärten, was geschehen war. Ein genaues Protokoll sollte später erstellt werden. Erst einmal wollte ich mit dem Mann sprechen, der nicht von Sukos Seite wich.

Er hieß Adams.

Mehr sagte er nicht. Er war blaß, trug einen blauen Anzug und hatte schwarze Augen. Seine stechenden Blicke drangen einem Menschen bis in die Seele. Ich stufte ihn in die Sparte Geheimdienst ein und lag damit richtig, denn er erklärte mir, daß er für die Regierung arbeitete.

»Wie wir«, sagte ich.

»Lassen Sie die Scherze.«

»Hören Sie einen von uns lachen, Adams?« Ich mochte die Kameraden nicht, aber in diesem Fall hatte Suko richtig gehandelt und jemand von Secret Service angeschleppt, der ein Identifikationsexperte sein sollte, wie mein Freund mir zuflüsterte.

Bevor die Mordkommission richtig mit der Arbeit begann, schaute sich Adams die beiden Toten an.

Ich berichtete Suko in der Zwischenzeit von meinen Erfahrungen mit Gilles, die ebenfalls nicht viel gebracht hatten.

»Hast du ihm denn geglaubt?«

»Vom Gefühl her schon. Der mag vielleicht hin und wieder Stoff verhökern, ist auch gut für einen illegalen Spielclub und heimliche Prostitution, aber dieser Fall war ihm wohl ein bis zwei Nummern zu groß, nehme ich mal an.«

»Was bleibt uns denn?«

»Vielleicht Adams«, sagte ich und grinste dabei. Der Mann kehrte bereits zurück. Sehr lange hatte er sich die Leichen nicht angeschaut. Seine Hände hatte er in die Seitentaschen des Jacketts gesteckt. Er nahm sie auch nicht heraus, als er wippend stehenblieb und uns der Reihe nach anschaute.

»Was haben Sie mit Sanders zu tun gehabt?«

»Ach, Sie kennen ihn.«

»Ja, Inspektor.«

»Ich habe mit ihm zu tun gehabt.«

»Gut, Sinclair. Und was wollte er von Ihnen?«

»Das hätte ich auch gern gewußt. Er kam nicht mehr dazu, mir sein Herz auszuschütten, der Killer war leider schneller. Da haben wir beide wohl Pech gehabt.«

Adams schaute mich an, als glaubte er mir kein Wort. In seinen Augen funkelte es, aber er riß sich zusammen. »Ich weiß ja, wer Sie beide sind, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß Sie etwas mit Sanders zu tun haben.«

»Wer war er denn?« fragte ich.

»Ein Agent.«
»Für welche Seite?«
»Für beide.«
»Also einer, der zwischen den Stühlen saß und sich dort nicht mehr wohl gefühlt hat.«
»So kann man es sehen.«
»Aber Sie ließen ihn nicht fallen«, sagte Suko.
»So ist es. Sanders hat uns manch wichtige Information von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs geliefert.«
»Den es ja bekanntlich nicht mehr gibt«, sagte ich.
»Stimmt, Sinclair. Das ist sogar bis zu uns durchgedrungen. Dennoch sind die Probleme nicht geringer geworden, sie haben sich eben nur verlagert.«
»Wohin?«
Er hob die Schultern. »Das ist unser Problem. Und leider gibt es viele Sanders. Sie verstehen?«
»Schon«, sagte ich, »aber uns geht es eben um diesen einen. Er wollte mir etwas sagen! Und von Ihnen will ich wissen, woran er zuletzt gearbeitet hat. Oder ist das zuviel verlangt, Adams?«
Der Kerl lachte völlig humorlos. »Sie stellen vielleicht Fragen. Woher soll ich das wissen?«
»Er hat doch für Sie gearbeitet«, rückte Suko die Dinge wieder zurecht.
»Das war einmal. Wir erinnerten uns an ihn, wenn wir bestimmte Probleme hatten. Ich habe mit Sanders in diesem Jahr noch nichts zu tun gehabt.«
»Und wie war es mit dem anderen?« fragte Suko. »Ein Mann namens Glinka. Hört sich nicht gerade britisch an. Könnte aus dem Osten stammen, nicht wahr?«
»Sie brauchen mich nicht auf Ihre spöttische Art und Weise zu belehren. Ja, Glinka stammte aus dem Osten. Er war Balte.«
»Und weiter.«
Adams hob die Schultern. »Wie das so ist. KGB, tschechischer Geheimdienst. Für die Polen hat er auch gearbeitet, und er war sogar eine große Nummer, ein Praktiker.«
»Nannte man die Killer so?«
»Richtig. Glinka arbeitete als Destroyer, als Zerstörer. Mir war allerdings bisher keine Verbindung zwischen ihm und Sanders bekannt.«
»Das muß auch nicht so gewesen sein«, sagte ich. »Wenn Glinka der Mann fürs Grobe war, dann muß irgend jemand festgestellt haben, daß Sanders etwas Bestimmtes wußte, das auf keinen Fall für unsere, die fremden Ohren, bestimmt war.«
Adams nickte und gab mir damit recht. »Alles gut«, erklärte er. »Nur

frage ich mich, wie sich Sanders auf ein derartiges Glatteis begeben konnte. Ich meine, er muß verrückt gewesen sein, sich in Dinge einzumischen, mit denen Sie zu tun haben.«

»Sie denken da an Magie.«

»Ja oder etwas Ähnliches.«

»Das kann schon hinkommen. Leider stolpern oft genug völlig normale Menschen in diese Fälle hinein. Wenn sie es dann merken, ist es leider zu spät. Denken Sie noch einen Schritt weiter. Auch Glinka muß damit zu tun gehabt haben, sonst hätte man ihn doch nicht als Killer angeheuert. Es gibt also zwischen ihnen und einem von uns unbekannten magischen Ereignis eine Verbindung.«

»Kein Widerspruch.«

»Schön. Sie gestatten uns natürlich, daß wir den Fall aufklären. Oder es zumindest versuchen.«

Adams rieb sein Kinn. »Ungern«, gab er zu.

»Wenigstens sind Sie ehrlich«, sagte ich.

»Das bleibt nicht aus.«

»Könnten Sie uns dann Sanders Dossier überlassen, das Sie bestimmt angelegt haben?« fragte Suko.

Adams überlegte einen Moment. »In diesem Ausnahmefall schon. Da bin ich einverstanden. Aber ich möchte auf dem laufenden gehalten werden. Es könnte durchaus sein, daß Sie Dinge dabei aufdecken, die von staatstragender Wichtigkeit sind und…«

»Ja, wir verhökern sie an die Chinesen«, sagte Suko.

Adams bekam einen roten Kopf. »So lasse ich nicht mit mir reden. Das hier ist kein Spiel.«

»Der Meinung bin ich auch«, erklärte Suko. »Geben Sie uns nun Einblick, oder nicht?«

»Sie bekommen ihn.«

Das hatte ihn Überwindung gekostet, wir wußten es beide, denn wir kannten die Geheimnistypen, die sich für den Nabel der Welt hielten und davon ausgingen, daß allein ihre Arbeit wichtig war und alles andere hinten anstehen mußte.

Er schaute auf die Uhr. »Ich werde mich noch mit den Leuten von der Mordkommission unterhalten. Sie können dann morgen Einblick in die Akte erhalten. Heute ist es zu spät. Wir haben beinahe Mitternacht.« Er ließ uns stehen.

Suko schüttelte sich. »Wenn ich mit dem rede, habe ich das Gefühl, als würden Schlangen über meine nackte Haut gleiten. Der ist irgendwo widerlich, nicht faßbar, nicht Fisch, nicht Fleisch.«

»So sind viele von denen.«

»Und wir stehen auf dem Schlauch.«

Durch Rundblicke überzeugte ich mich davon, daß kein Fremder in unserer Nähe stand, der mithören konnte. Suko war meine

Veränderung nicht verborgen geblieben. Er sagte: »Da ist doch was, John. Raus damit, du hast noch einen Trumpf!«

»Wäre möglich.«

»Und welchen, bitte?«

Ich flüsterte Suko zu: »Bevor es Sanders erwischte, hat er noch einige Worte sagen können. Und er hat mir einen Namen genannt.«

»Sieh mal an. Welchen denn?«

»Helen Kern!«

Suko hatte ihn gehört, senkte den Kopf, schaute zu Boden und hob die Schultern. »Sorry, John, da muß ich passen. Mir ist der Name völlig unbekannt.«

»Mir auch, aber das kann man ändern.«

»Du willst dich um diese Helen Kern kümmern?«

»Natürlich. Ich werde zuerst herauszufinden versuchen, ob es sie überhaupt gibt. Wenn ja, statte ich ihr einen Besuch ab. Wir müssen den Fall von zwei verschiedenen Seiten angehen. Du hast dieses Sanders-Dossier angesprochen, keine Einwände. Geh du von dieser Seite an den Fall heran, ich nehme die andere.«

»Wobei du sicherlich hoffst, daß wir uns irgendwann in der Mitte treffen werden.«

»Das ist richtig.«

»Eine Garantie gibt es nicht.«

»Für was bekommst du heute schon eine Garantie.«

»Für den Tod.«

Ich schloß für einen Moment die Augen. »Ja, da hast du recht. Fast wäre sie bei mir aufgegangen. Du hast im letzten Augenblick…«

»Wenn du jetzt noch weitersprichst, laufe ich weg. Grab dieses Thema tief ein, John.«

»Natürlich. Trotzdem danke.«

»Wann kümmerst du dich um Helen Kern?«

»Noch heute. Besuchen werde ich sie morgen früh.«

»Gut, und ich hänge mich an Adams.« Suko schüttelte sich. »Warum bin ich eigentlich immer so dumm und suche mir die schlechten Seiten des Jobs aus?«

»Keine Ahnung. Allerdings frage ich mich, ob die Seite tatsächlich so schlecht ist? Wer weiß denn, wer sich hinter dieser Dame namens Helen Kern verbirgt…?«

***

Zumindest eine Frau, die ihre Angst nicht hatte abschütteln können, denn als sie am nächsten Morgen erwachte und Sonnenstrahlen durch ihr Schlafzimmer glitten, da hatte sie den Eindruck, überhaupt nicht geschlafen zu haben.

Sie wußte nicht einmal, ob sie geträumt hatte, doch etwas hatte sich

schon in ihrem Unterbewußtsein abgespielt, denn sie erinnerte sich an laute Schreie, die noch immer in ihrem Kopf nachklangen, als wäre sie von irgendwelchen fliegenden Wesen verfolgt worden. Gestalten mit mächtigen Flügeln oder Schwingen und gleichzeitig auch furchtbaren, fratzenhaften Gesichtern.

Allerdings war der Traum nicht so intensiv gewesen wie die tatsächlichen Ereignisse der vergangenen Nacht, die, als sie sich aufrichtete, wieder glasklar in ihrer Erinnerung standen.

Und nicht nur sie waren vorhanden, sondern auch der Schmerz an ihrer rechten Wange.

Sie saß im Bett und kam sich selbst wie eingefroren vor. Ihre rechte Wange schmerzte, rechts vom Bett lag auch das vom morgendlichen Sonnenlicht erfüllte Fenster, aber sie konnte sich über diesen herrlichen Morgen nicht freuen, der die Düsternis der vergangenen Nacht zusammen mit den Wolken vertrieben hatte. Zu tief steckte die andere Düsternis in ihr, und die umschloß ihre Seele.

Etwas war mit ihr geschehen. Etwas hatte sich bei ihr verändert. Nur konnte sie nicht sagen, was es war, aber es mußte natürlich mit dem Biß des unheimlichen Vogels zusammenhängen.

Wieder schauderte Helen zusammen, als sie an ihn dachte. Vor kurzem hatte sie die Bilder einer amerikanischen Nachrichtensendung gesehen. In Washington waren Menschen wahllos von Vögeln angegriffen worden. Hatte das jetzt auch bis nach London durchgeschlagen?

Nein, auf keinen Fall. Helen ging davon aus, daß der Angriff auf sie eine andere Ursache gehabt hatte. In den Staaten waren viele Menschen angefallen worden. Hier war nur sie allein betroffen, wenigstens hatte sie noch nichts von weiteren Fällen gehört.

Tief in ihrem Innern meldete sich eine Stimme, die einfach von einem anderen Motiv ausging, ohne daß die Stimme dabei konkret wurde, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als weiter darüber zu rätseln.

Unter dem Pflaster, also in der Wunde, pochte es. Kleine, heftige Hammerstöße erwischten sie, als wollten sie ihr eine Botschaft mit auf den Weg geben. Sie erinnerten Helen daran, daß sie sich gewisse Dinge nicht eingebildet hatte, und wieder rollte die Furcht in Form einer kalten Haut über ihren gesamten Körper. Sie hob den rechten Arm an, um nach der Wunde zu tasten. Bevor sie diese berühren konnte, zögerte sie. Plötzlich war die Angst davor, etwas Neues zu entdecken, das sich über Nacht gebildet hatte, sehr groß. Es kostete sie Überwindung, das Pflaster zu berühren, und als sie mit der Fingerkuppe den leichten Druck ausübte, da war alles anders. Der Schmerz härter und intensiver, ein hartes Stechen, das hoch bis zu ihrer Stirn reichte und dort leicht explodierte.

Hatte sich die Wunde etwa verändert? War sie möglicherweise gewachsen und größer geworden?

Hatte sie sich nach vorn verlagert? War sie »beuliger« und dicker geworden?

Um das herauszufinden, durfte das Pflaster nicht mehr auf ihr kleben. Sie mußte es entfernen. Das wollte sie nicht im Bett machen, sondern im Bad. Es konnte auch sein, daß sich die Wunde zum Positiven hin verändert hatte. Zwar kam ihr der Gedanke absurd vor, er beschleunigte trotzdem ihre Reaktion, und hastig stieg sie aus dem Bett. Es stand fest, daß sie an diesem Tag nicht in die Firma gehen würde. Sie wollte den Fragen ausweichen und keine Erklärungen geben. Eine Woche Urlaub würde ihr guttun. Und dann wollte sie nicht in London bleiben, sondern wegfahren. Denn hier war sie einfach zu präsent. Da kamen auch die Kollegen mit tausend und mehr Fragen. Nein, sie würde keinem sagen, wo sie hinfuhr.

Helen Kern stand vor dem Bett. Nicht munter, wenigstens nicht körperlich. Bleigefüllte Glieder, schwere Arme und Beine, dicke Finger, Schmerzen in der rechten Wange und hinter der Stirn, all das vereinigte sich zu einem Druck, dem sie nichts entgegensetzen konnte.

Die Angst war geblieben.

Das Blut auch.

Sie sah es auf der Bettdecke und schüttelte sich. Sie hatte darin geschlafen. Es war noch nicht ganz trocken gewesen, als sie sich hingelegt hatte, und jetzt klebten einige Reste an ihrem seidenen Nachthemd. Ihr wurde übel, als sie das Blut sah, und Helen hastete ins Bad, wo sie noch die Unordnung der vergangenen Nacht vorfand, die sie hinterlassen hatte. Normalerweise hätte sie aufgeräumt, an diesem Morgen sah sie sich dazu nicht in der Lage. Und so ließ Helen die Dinge liegen, die sie in der Nacht während ihrer Panik aus den Fächern gerissen hatte.

Erst duschen und danach das Pflaster entfernen oder den umgekehrten Vorgang beschreiten?

Sie entschied sich für die vorherige Dusche. Der Schweiß klebte sowieso auf ihrer Haut und mußte weggespült werden. Nicht nur die Wanne war sehr geräumig, die Dusche war es ebenfalls. Da hätten auch bequem zwei und drei Personen Platz gehabt, zudem drang das Wasser aus drei verschiedenen Duschtassen an der Decke. Da wurde jeder Hautflecken getroffen.

Es tat ihr gut, unter den Strahlen zu stehen. Sie duschte sehr heiß, schrubbte sich ab und spürte auch, daß unter dem Druck des Wassers das Pflaster allmählich aufweichte. Sie wollte es entfernen.

Als die letzten Schaumreste in den Abfluß gurgelten, verließ auch Helen die Dusche. Sie griff nach dem weißen, großen, flauschigen Badetuch, hüllte sich darin ein und rubbelte sich trocken. Die

Duschhaube schleuderte sie in die Ecke, fühlte sich wenig später trocken genug, um in den bereitliegenden Slip zu steigen, der nicht mehr als ein Hauch von dünnem Stoff war.

Ihr fiel das Pflaster wieder ein, das sie entfernen wollte, und sie spürte gleichzeitig das Hämmern in der kleinen Wunde überdeutlich, als sollte sie genau in diesem Augenblick daran erinnert werden.

Helen preßte die Lippen zusammen. Sie brauchte sich nur einmal zu drehen, um in den Spiegel schauen zu können.

Ihr Bild wurde zurückgegeben. Sie sah schlecht aus. Ränder unter den Augen, scharfe Falten an den Mundwinkeln und eine Hautfarbe, die ihr gar nicht gefiel. Nicht frisch, sondern grau und welk, wie sie ihre Haut noch nie zuvor gesehen hatte, auch nicht nach durchfeierten Nächten, denn da hatte sie schon einiges hinter sich.

Diese Farbe war einfach anders, um von Helen als normal betrachtet zu werden. Sie bekam sogar etwas Furcht vor ihrem eigenen Anblick und brachte ihr Gesicht trotzdem näher an den Spiegel heran, um mehr erkennen zu können.

Keine Täuschung. Die Haut hatte eine andere Farbe bekommen. Grauer war sie geworden. Ihr kam der Vergleich mit Zigarettenasche in den Sinn. Tatsächlich sah sie so aus.

Helen schüttelte sich, wollte nicht mehr daran denken, aber der Spiegel kannte kein Pardon.

Dann konzentrierte sie sich auf das Pflaster. Es war noch naß und sah aus wie ein Stoffflecken, den ihr jemand gegen die Wange gepreßt hatte. Zudem hing das Pflaster nur mehr an einer Stelle fest.

Bei einer heftigen Kopfbewegung wäre es vielleicht schon abgefallen.

Noch verdeckte es die eigentliche Wunde. Um sie sehen zu können, mußte Helen es abreißen.

Sie ging sehr zögerlich zu Werke. Dabei überkam sie das unbestimmte Gefühl, daß sich an oder in der Wunde etwas verändert hatte, doch sie wußte nicht, was es hätte sein können.

Mit zwei Fingern erwischte sie den unteren Rand. Dann ein kurzer Ruck, das Pflaster war weg.

Frei lag die Wunde auf ihrem Gesicht.

Helen Kern hatte während ihrer Aktion den Atem angehalten. Jetzt stieß sie ihn hörbar und zischend wieder aus. Auf den ersten Blick hatte sich die Wunde nicht verändert, allerdings wirklich nur auf den ersten Blick. Als sie genauer nachschaute, kam es ihr vor, als hätte sie sich vergrößert. Nach oben hin geschoben, einen Buckel gebildet und sich gleichzeitig geweitet.

Die Umgebung der Verletzung schimmerte noch immer in einer leicht bläulichen Farbe, auf die sich jetzt sogar schwache, grüne Schatten gelegt hatten.

Noch näher brachte sie ihr Gesicht an den Spiegel heran. Einige Male

zwinkerte sie mit den Augen.

Gleichzeitig beschleunigte sich ihr Herzschlag. Da war etwas, da war wirklich was. Und sie konnte es nicht glauben, aber es gab keinen Zweifel.

Die beiden Hälften der Wunde waren zur Seite gedrückt worden, um einem bestimmten Gegenstand Platz zu schaffen, der aus ihrer Haut hervorgewachsen war.

Etwa so groß wie das Drittel eines Fingers und für sie nicht zu erklären. Aber er war da.

Es war - eine Vogelfeder!

***

»Wer ist das denn, diese Helen Kern?« fragte mich Glenda Perkins, meine Sekretärin und gleichzeitig der gute Geist des Büros, als sie den Raum betrat, eine schmale Akte in der Hand hielt und dabei einige Male den Kopf schüttelte.

Ich schüttelte meinen nicht, sondern nickte beeindruckt, als ich ihre knallbunten, engen Leggins sah, die an den Knöcheln aufhörten, damit noch Platz für die hochhackigen, gelben Schuhe war, die Glenda übergestreift hatte. Gelb leuchtete auch der dünne Pullover mit dem breiten, von Schulter zu Schulter reichenden Ausschnitt, der ihre Armenden freiließ. Sie waren gebräunt, ein Zeichen, daß Glenda die freie Zeit im Sommer genutzt hatte.

Ich hatte mich zwar in der letzten Woche in Griechenland aufgehalten, aber nicht viel von der Sonne mitbekommen. Dafür hatte ich mich mit einer vorsintflutlichen Prinzessin, den Psychonauten und einem Verbrecher namens Kiriakis herumschlagen müssen und war heilfroh, daß dieser Fall *hinter* Bill und mir lag.

»Eine Frau ist sie.«

»Ha, ha. Daß sie kein Mann ist, weiß ich selbst. Deine neue Superflamme?«

»Wie kommst du darauf?«

Glenda legte mir die Akte übersanft auf den Schreibtisch, was wohl nichts Gutes bedeutete. »Bei dir muß man eben auf alles gefaßt sein, lieber John.«

»Jetzt hör aber auf! Helen Kern ist ein dienstlicher Fall. Ich brauchte Infos über sie.«

»Die hast du hiermit bekommen.«

Ich grinste. »Und du hast sie schon vor mir gelesen.«

»Stimmt.«

»Wunderbar, dann brauche ich sie nicht mehr zu lesen. Du kannst mir alles sagen.«

»Im Ernst?«

»Du weißt doch, Spaß kann ich nicht vertragen.«

Glenda wußte nicht genau, was sie von meinen Antworten halten sollte, ließ sich mir gegenüber auf Sukos Platz nieder und schlug die Akte auf.

»Vorlesen?«

»Nein, nur so tun. Es liegt nichts gegen deine liebe Helen Kern vor, großer Geisterjäger.«

»Himmel, sie ist nicht meine liebe Helen Kern. Ich kenne sie nicht einmal. Wenn aber nichts gegen sie vorliegt, warum gibt es dann eine Akte über sie?«

»Das hat seinen Grund.« Glenda sprach wie eine Lehrerin zu mir.

»Und welchen?«

»Ein Verkehrsunfall, in den Helen Kern vor gut einem halben Jahr verstrickt war. Es war ein schlimmer Unfall, denn es hat mehrere Tote gegeben.«

»Aber ihr passierte nichts.«

»Dafür ihrem Begleiter. Er starb noch an der Unfallstelle. Man hat in seinem Blut viel Alkohol gefunden. Helen Kern wurde nur leicht verletzt, zwei Prellungen, das war alles. Allerdings starben der Fahrer und der Beifahrer des Motorrads, das in den Wagen hineinfuhr.« Glenda hob die Schultern.

»Ich wundere mich wirklich, daß dieser Frau kaum etwas passiert ist. Sie muß einen Schutzengel gehabt haben.«

»Ja, das scheint mir auch so.« Ich kam wieder auf die Akte zu sprechen. »Ist sie denn nur wegen des Verkehrsunfalls angelegt worden, oder hat es noch andere Gründe gegeben?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, keine.« Sie schüttelte den Kopf abermals. Jetzt verrutschte eine Spange.

Sie merkte es und steckte sie wieder fest. »Außerdem ist die Akte nicht so dick. Sie sieht nur so aus. Man hat die beiden Papiere, es sind wirklich nur zwei, zwischen diese dicken Seiten geklemmt.«

»Gibt es sonst noch ein Problem mit ihr?«

»Nein.«

»Was ist sie von Beruf?«

»Sie ist ledig, dreißig Jahre alt und arbeitet in einer Werbeagentur. Sie wohnt in Kensington, aber das kannst du alles selbst lesen.« Sie warf mir die Unterlage rüber.

»Was macht sie denn in der Agentur? Kocht sie dort den Kaffee?«

»Nicht jede ist so dumm wie ich«, klärte mich Glenda auf, die heute nicht so gut auf mich zu sprechen war. »Wenn ich mich nicht geirrt habe, ist sie so etwas wie eine Chefin oder Abteilungsleiterin. Sie trägt den Titel Creative Director. Aber du weißt ja, wie das ist. Den kann sich jede Mutter mit Kindern anhängen, die wirklich jeden Tag kreativ sein muß, um sich immer wieder auf neue Situationen einzustellen.«

»Du vergißt dabei den Ehemann und Vater.«

»Auch bei dem muß sie kreativ sein.«

Ich beschloß, Glenda zu ärgern. Grinsend fragte ich: »Hast du deshalb nie geheiratet?«

Sie zwinkerte mir zu. »Du meinst, weil mir möglicherweise die Kreativität fehlt?«

»Das hast du gesagt.«

Sie stand auf. Ein böser Blick traf mich. »Warte ab, Mr. Sinclair, das kriegst du bei passender Gelegenheit zurück. Ich verspreche es dir hoch und heilig.«

Dann rauschte sie aus dem Raum, und ich zuckte zusammen, als sie die Tür hinter sich zuknallte. Ja, da hatte ich es wohl zu weit getrieben. Das würde sich wieder einrenken, dafür kannten wir beide uns eben viel zu gut.

Ich schaute noch einmal in die Mappe hinein und merkte mir die Anschrift. Kensington war eine gute Gegend. Wer hier wohnte, mußte entsprechend verdienen, um die hohe Miete aufbringen zu können. Aber die Agenturen zahlten Spitzenkräften gute Gehälter, das wußte ich auch.

Die Mappe ließ ich liegen und ging aus meinem Büro. Glenda schaute nicht einmal auf, als ich in das Vorzimmer trat. Ich wollte etwas sagen, sie merkte es und fauchte mich an.

»Verschwinde, du Ekel, bevor ich hier noch durchdrehe und alles zerstöre.«

Ich hob beide Hände und ging rückwärts. »Ist ja schon gut, ich bin auch weg.«

»Das möchte ich dir auch geraten haben.« Als ich die Tür öffnete, drehte sich Glenda doch herum.

»Und viel Spaß bei Helen. Ich bin mal gespannt darauf, wieviel Kreativität du entwickeln kannst.«

»Das werde ich dir berichten.«

»Danke, ich verzichte.«

Damit waren die letzten Worte gesagt, und ich stahl mich gewissermaßen von dannen.

Auf diese Helen Kern war ich gespannt. Warum hatte Sanders ihren Namen erwähnt? Spielte sie auch im Orchester der Geheimdienste eine Rolle, oder war sie ein Opfer?

Ich hoffte, daß Helen es mir sagen würde…

***

Helen Kern wußte nicht, ob sie schreien, weinen oder nur stumm bleiben sollte. Sie war einfach nur entsetzt, stand auf dem Fleck und tat gar nichts.

So etwas hatte sie noch nicht erlebt. Das war auch nicht zu erklären. Sie fürchtete sich vor ihrem eigenen Anblick, als wäre sie kein

Mensch, sondern ein Monstrum.

Was da durch ihren Kopf raste, waren nicht einmal unkontrollierte Gedanken, sondern Ströme aus Angst und Grauen. Das Badfenster stand schräg. Durch den Spalt drang ein morgendlicher Luftzug und erreichte auch die dünne Feder. Sie zitterte im leichten Wind. Selbst das sah Helen.

Plötzlich machte sie kehrt. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie das tat. Sie ging einfach weg, durchquerte das Schlafzimmer, zog sich nicht einmal an, lief die weiß gestrichene Holztreppe hinab, vorbei an ihren modernen Grafiken, die allesamt von einem Künstler stammten, der für die Agentur arbeitete, und blieb neben der sechseckigen Marmorsäule im Wohnraum stehen.

Auf ihr stand auch das weiße Telefon.

Um diese Zeit befanden sich noch keine Kollegen in der Agentur, aber Prissy, die Sekretärin und der gute Geist des Hauses, hockte schon immer sehr früh dort, um die Anrufe von Kunden entgegenzunehmen und schon erste Termine zu machen. Prissy war fünfzig, Junggesellin und lebte nur für die Agentur.

Sehr schnell hob sie ab.

Helen mußte sich räuspern, bevor sie ihren Namen nennen konnte. »Prissy, bitte, sagen Sie dem Chef, daß ich in den nächsten drei Tagen nicht kommen werde. Ich nehme mir Urlaub.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Das ist aber ein Hammer, Helen. So etwas kennt man von Ihnen nicht. Ich will ja nichts sagen, und es geht mich auch nichts an, aber ihre Stimme klingt schon etwas ungewöhnlich. Belegt, würde ich sagen. Sind Sie krank?«

»Auch das«, sagte sie schnell.

»Schlimm?«

»Nein, Prissy, nur eine Unpäßlichkeit. Mich hat auch der häufige Wetterwechsel in der letzten Zeit umgehauen.« Sie freute sich darüber, wie glatt ihr die Worte doch über die Lippen kamen. »Ich… ich muß mal ausspannen und werde deshalb London verlassen. Ich suche mir ein kleines Hotel auf dem Land.«

»Und was ist mit der Kampagne für die Schokolade, die Sie begonnen haben?«

»Kann warten.«

»Der erste Termin wäre schon übermorgen.« Prissy bewies wieder einmal, wie gut sie informiert war.

»Sagen Sie dem Kunden ab.«

»Auf wann soll ich ihn vertrösten?«

»Auf die nächste Woche.«

»Montag?«

Helen rechnete schnell nach. Es war Donnerstag, nein, Montag war ihr zu knapp. »Einen Tag später, bitte. Am Dienstag. Ich werde Montag wohl wieder in der Agentur sein.« Als sie dies sagte, kam sie sich wie eine Lügnerin vor. Irgendwie glaubte sie selbst nicht daran, daß dies der Fall sein könnte.

»Dann gute Besserung, Helen.«

»Danke.« Wie im Traum hatte sie das letzte Wort gesprochen, und wie im Traum legte sie auch den Hörer auf. Dann hob sie den rechten Arm, um durch ihr Haar zu fahren. Eine unbewußte Geste, die ihr eigen war. Sie tat dies öfter. Mit dem nackten Unterarm streifte sie dabei dicht an ihrer Wange entlang - und berührte die Feder.

Helen zuckte zusammen wie bei einem Stromstoß. Dieser flüchtige Kontakt mit dem nicht Begreifbaren hatte ihr wieder den Schrecken vor Augen geführt, und sie merkte, daß sie am ganzen Leib zitterte.

Sie konnte sich nicht mehr normal auf den Beinen halten, mußte zur Seite gehen und sich setzen.

Schwer fiel sie in den knautschigen Sessel. Er war so gearbeitet, daß er sich den jeweiligen Körperformen der in ihm sitzenden Person anpaßte. Helen liebte den Sessel. Sie saß oft dort und entspannte sich nach dem stressigen Dienst. Jetzt aber kam sie sich vor, als würde sie in einer Kältekammer stecken. Selbst das durch die Terrassentür flutende helle Morgenlicht der Sonne konnte diesen Zustand nicht vertreiben.

Helen Kern fürchtete sich.

Etwas Unheimliches hatte sich in ihrer Nähe ereignet und war über sie hergefallen. Irgend etwas hatte sich befreien können. Es war aus einem Dunkel an die Oberfläche gelangt, aus der unheimlichen Tiefe einer grauenvollen Welt in die Höhe gestiegen und hatte sie, ausgerechnet sie erwischt.

Warum gerade ich? So schrie es verzweifelt in ihr, aber sie fand keine Erklärung.

Dunkle Träume - ja, damit hatte es begonnen. Sie hatte in den Nächten von den schrecklichen Vögeln geträumt, die sie umflatterten. Sie sah sich wieder auf dieser düsteren Wiese im Nirgendwo zwischen der Traum- und der Realwelt stehen, umflattert von den düsteren Boten des Unheils, die um sie herum ein mörderisches Karussell gebildet hatten.

Es war alles nur ein Traum gewesen, wirklich nur ein Traum, nichts weiter mehr…

Jetzt aber nicht.

Plötzlich hatte sich alles verändert. Der Angriff des Vogels in der vergangenen Nacht hatte nicht zu einem Traum gehört. Er war so verflucht real gewesen.

Als sie daran dachte, spürte sie das Pochen in ihrer Wangenwunde

wieder deutlicher. Furcht durchschlich sie abermals, ihr Herzschlag beschleunigte sich, als hätte sie drei Tassen Espresso hintereinander geleert. Sie schloß die Augen.

Ruhe bekam sie nicht. Verschiedene, düstere Bilder schossen fragmentartig auf sie zu. Sehr dunkle Schatten, zuckend, schwingend, als wären große Flügel geteilt worden, damit der Wind mit deren Resten spielen konnte. Sie wollte diese Bilder nicht länger sehen, öffnete die Augen wieder und stemmte sich aus dem Sessel.

Schwankend blieb sie stehen. Tief holte sie Luft und stellte dabei fest, daß ein Schweißfilm auf ihrem gesamten Körper lag. Angefangen vom Kopf bis zu den Zehen. Es war ihr, als hätte sie überhaupt nicht geduscht, doch Helen hatte nicht mehr die Nerven, noch einmal ins Bad zu gehen und sich unter die Strahlen zu stellen. Ihr fiel ein, daß sie nur den Slip anhatte, und sie machte sich auf den Weg zu dem eine Etage höher liegenden Schlafzimmer.

Sie ging langsam, quälte sich mit schwerfälligen Schritten die Treppe hoch. Dabei vermied sie es tunlichst, in irgendeinen Spiegel zu schauen, sie wollte auf keinen Fall ihr eigenes Gesicht präsentiert bekommen, es war schlimm genug, wenn sie fühlte, was da aus ihrer Wange wuchs.

Helen erreichte das Zimmer und lehnte sich erschöpft gegen den Türpfosten.

Ruhe, sie wollte Ruhe, sie mußte sich ausruhen, denn sie fühlte sich wahnsinnig geschwächt.

Sie betrat das Zimmer. Die noch immer nackten Füße schleiften dabei über den Teppich. Sie öffnete eine Schranktür - und schloß zuckend die Augen.

Helen hatte den Innenspiegel vergessen.

»Nein, nein, nein…« Sie schüttelte den Kopf. »Ich… ich will nicht. Ich will mich nicht ansehen…«

Sie tat es doch.

Den Grund kannte sie nicht.

Jedenfalls schaute sie sich an, wollte nicht erschrecken und tat es trotzdem.

Nicht einmal wegen der aus der Wange wachsenden Feder, es lag an ihrer Haut, deren Teint sich abermals verändert hatte und inzwischen noch grauer geworden war.

»Ist das denn möglich?« keuchte sie. Helen knetete ihre linke Wange. Sie wollte herausfinden, ob sich die Haut auch verändert hatte. Ob sie rauher geworden war.

Nein, das war sie nicht.

Plötzlich konnte Helen lächeln, doch dieses Gefühl kam ihr so fremd vor, weil es nicht ehrlich war.

Wahllos griff Helen in den Kleiderschrank und holte einige Dinge

heraus, die sie sofort anzog. Dabei hatte sie nicht das gute Gefühl wie sonst, wenn sie sich hübsch kleidete.

Ein dünner Strickpullover in einem bleichen Weiß, eine gelbe Leinenhose, die in Höhe der Waden endete und dementsprechend schmal dort geschnitten war.

Was soll ich tun? dachte sie. Wie soll ich mich überhaupt verhalten? Gibt es eine Möglichkeit, eine Chance, die sich mir bietet? Oder muß ich jetzt immer so…

Sie dachte nicht mehr weiter, wollte nicht denken und schlüpfte in die schmalen Mokassins aus weichem Leder. Auf der Fußkappe waren sie mit einem roten Perlenmuster bestickt.

Helen überlegte, ob sie ihren Vorsatz in die Tat umsetzen und wegfahren sollte?

Aber wohin?

Zahlreiche Ziele kamen in Frage. Es gab um London herum wunderbare Fleckchen Erde, auch in Richtung Südküste kannte sie kleine Hotels, aber konnte sie sich dort blicken lassen, so wie sie aussah?

Sie glaubte nicht daran. Es gab noch die Möglichkeit, die Feder mit einem Pflaster zu verdecken.

Sie traute sich nicht noch einmal, dieses Fremdgewächs herauszuzupfen. Damit mache ich nur alles noch schlimmer, dachte sie.

Der Gang ins Bad fiel Helen schwer. Überhaupt hatte sie den Eindruck, als wären all die normalen Dinge, die sie tat, mit einer doppelten Kraftanstrengung belastet. In der Wangenwunde zuckte es.

Helen hatte das Gefühl, daß sie sich immer mehr nach oben stellte und dabei auch näßte. Helen traute sich allerdings nicht, hinzufassen, drehte dann ihr Gesicht dem Spiegel zu und betrachtete die Wunde, die ihr nun vorkam wie ein häßliches, sie entstellendes Geschwür. Helen verzog die Lippen.

Sie ekelte sich vor sich selbst. Gleichzeitig ahnte sie tief in ihrem Innern, daß der Biß des unheimlichen Vogels für ihr weiteres Leben entscheidend sein würde.

Dagegen wehrte sie sich auch nicht mehr. Sie würde nicht mehr die sein, die sie einmal gewesen war. Es spielte auch keine Rolle mehr, ob sie in die Firma ging oder nicht, sie mußte sich jetzt auf andere Dinge konzentrieren.

Zögernd betrachtete sie die Bißstelle im Spiegel. Die Wunde hatte sich vergrößert. Auch die Farbe um sie herum hatte sich verändert. Sie zeigte ein dunkles Blau, vermischt mit Grüntönen, die an den Rändern auseinanderliefen.

Helen Kern fühlte noch einmal nach. Zuckend verzog sich ihr Mund, denn sie hatte festgestellt, daß sich die normale Haut nahe der Wunde

verhärtet hatte. Unter ihr tat sich etwas, da pulsierte es, es zuckte, als würde dort etwas wachsen…

Ein kalter Hauch rann über Helens Rücken.

Wachsen…

Sie mußte sich dieses Wort durch den Kopf gehen lassen, mußte sich erst noch damit anfreunden, was sie aber nicht schaffte, denn sie stellte sich auf Widerstand ein.

Was, zum Henker, sollte denn dort wachsen?

Wieder eine Feder?

Helen schüttelte sich. Ihre Augen bekamen von innen her einen gewissen Druck, und sie hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Das Mal konnte sie nicht wegdiskutieren, und sie wollte es auch nicht. Aber sie wollte etwas anderes. Es nicht mehr sehen, sondern nur durch das Ziehen in der Wange daran erinnert werden.

Deshalb bückte sich Helen, um auf dem Boden nach einem größeren Pflaster zu suchen. Die Schachtel war bis unter das Waschbecken gerutscht. Als sie das Pflaster herausnahm, zitterten ihr die Hände. In ihrer Kehle lag ein Geschmack von alter und kalter Asche.

Fest drückte sie das Pflaster auf die Wange. Jetzt war die Feder tatsächlich verschwunden, und der rechteckige hautfarbene Gegenstand störte sie nicht weiter.

Mit noch immer unsicher wirkenden Schritten verließ sie das Bad und fragte sich, wie es weitergehen sollte. Sie hatte ja vorgehabt, in ein kleines Hotel zu fahren und dort abzuwarten. Ihr schwebte auch schon etwas vor. Ein bestimmtes Haus in einer bestimmten Gegend, und es projizierte sich in ihr Gehirn hinein wie ein sehr scharfes Standbild, das sich einfach nicht löschen lassen wollte. Als gäbe es eben nur dieses Bild und sonst nichts anderes.

Im Wohnraum dachte sie darüber nach, daß sie für die Reise noch Koffer packen mußte. Viel brauchte sie nicht mitzunehmen, einige T-Shirts, Hosen, Unterwäsche…

Genau da klingelte es.

Helen Kern hatte mit allem gerechnet, damit allerdings nicht. Und deshalb schrak sie auch zusammen, und über ihren Rücken lief ein leichter Schauer.

Wer wollte etwas von ihr? War es jemand aus der Firma? Das konnte nicht sein, sie hatte schließlich dort angerufen und Bescheid gegeben. Und eine Kontrolle würde es nicht geben.

Besuch konnte es auch nicht sein, erstens hatte sie keinen eingeladen, und zweitens war sie eine Person, zu der eigentlich nur Besuch am Abend kam, und der hatte sich dann angemeldet.

Dieser hier nicht.

Sie wollte trotzdem öffnen. Ihre Neugierde wirkte, obwohl sie sich einen Besucher um diese Zeit wirklich nicht vorstellen konnte. Helen

ging zur Tür. Leider gab es kein Guckloch, aber sie hatte die Sperrkette vorgelegt.

Trotzdem konnte sie die Tür spaltbreit öffnen und auch in den hellen Hausflur schauen.

Sie sah einen blonden Mann vor sich, der nicht unsympathisch wirkte. Er trug eine helle Lederjacke - schon leicht zerknittert - und eine dünne Hose. Das bunte Hemd, in dem die etwas blassen Farben ineinanderliefen, stand unter dem Hals zwei Knöpfe weit offen. Das Lächeln auf den Lippen des Mannes wirkte ehrlich und offen.

»Ja bitte…«, sagte sie.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Scotland-Yard-Beamter und hätte gern mit Ihnen ein paar Sätze gesprochen, Miß Kern. Nichts Schlimmes, wirklich nicht. Nur eine Auskunft.«

Helen überlegte. Sie sah auch den Ausweis des Fremden, las ihn und erwiderte: »Kommen Sie bitte herein…«

***

Ich sah, wie Helen Kern die Kette gelöst hatte und war erleichtert. Viele bekamen feuchte Hände und reagierten überzogen, wenn plötzlich ein Mensch vom Yard vor ihnen stand. So etwas kannten sie oft nur aus der Zeitung oder vom Bildschirm her. Nicht Helen, sie gab sich locker.

Ich hatte Zeit genug gehabt, sie mir zu betrachten. Sie trug normale Sommerkleidung, die fiel auch nicht weiter auf, im Gegensatz zu ihren Haaren, denn sie kamen mir vor wie eine braunrote Flut.

Helens Teint zeigte eine gesunde Bräune, und wenn mich nicht alles getäuscht hatte, waren ihre Pupillen grün gewesen. Das Haar hatte sie nicht gebändigt, sondern nur etwas nach hinten geschoben. Ein verlegenes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie mir die Tür aufhielt und in den Flur hineindeutete, den ich betreten sollte.

Eine schöne Wohnung hatte sie. Modern, aber nicht kalt. Viele helle Möbel, doch auch bunte Farbtupfer dazwischen. Damit meinte ich die Bilder an den Wänden.

Wir gingen in den Wohnraum. »Suchen Sie sich einen Platz aus, Mr. Sinclair. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Saft vielleicht, ein Wasser oder ein Bier?«

»Der Saft wäre mir recht.«

»Gern.« Sie verschwand. Hinter mir hörte ich sie werkeln, dann kehrte sie zurück. Von einem Tablett nahm sie bunte Longdrinkgläser und stellte sie auf den Tisch. In einer dazu passenden Karaffe schwammen kleine Eisstücke im gelben Orangensaft.

Sie setzte sich. »Dann auf Ihr Wohl«, sagte sie und hob das Glas an.

Ich schaute ihr zu. Mir fiel auf, daß ihre Hände leicht zitterten. Auch sie sah meinen Blick, lächelte etwas verkrampft und trank. Der Saft tat

gut.

Ich stellte das Glas wieder ab und überlegte, wie ich beginnen sollte. Eine Marschroute hatte ich mir nicht zurechtgelegt, ich wollte aus dem Bauch heraus agieren und mich auf die Gegebenheiten einstellen, wie sie kamen.

Ich sah das Pflaster an der Wange, und auch die Frau bemerkte meinen Blick. Sie errötete leicht, übernahm aber die Initiative. »Sie schauen auf das Pflaster?«

»Pardon, das geschah automatisch…«

»Keine Sorge, Mr. Sinclair. Da hat mich nur ein Insekt gestochen, und die Wunde hat sich entzündet, weil ich versucht habe, diesen Pickel auszudrücken.«

Ich lachte. »Das passiert uns wohl allen.«

»Sicher.« Helen saß mir gegenüber, schlug die Beine übereinander und kam dann zum Kern der Sache. »Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, was ein Yard-Mann von mir will.«

»Das ist auch komisch.«

»Wie komisch?«

»Es geht Sie nur indirekt an.«

»Fragen Sie mich als Zeugin?«

»So ähnlich.«

»Und weiter? Was soll ich gesehen haben? Einen Verkehrsunfall etwa? Ich bin mir dessen nicht bewußt. Deswegen würde auch kein Mann von Scotland Yard hier erscheinen.«

»Da gebe ich Ihnen recht.«

»Es geht also nicht uni eine Zeugenaussage.«

»Nein, nicht, Miß Kern. Es geht mir einzig und allein um eine Information.«

»Ja.«

»Die ich Ihnen geben kann?«

»Das hoffe ich.«

Sie breitete die Arme aus und legte sie auf die Couchlehnen. »Da bin ich aber gespannt.«

»Ach, so schlimm ist es nicht. Ich wollte Sie wegen eines bestimmten Mannes befragen. Er heißt Sanders. Kennen Sie ihn?«

»Sanders…?« murmelte sie gedehnt.

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf, trank einen Schluck, behielt das Glas in der Hand und sagte den Namen immer wieder.

Ich überlegte, ob sie mir etwas vorspielte. Wahrscheinlich nicht, denn soviel Menschenkenntnis hatte ich schon. Aus der Akte hatte ich erfahren, wo sie beschäftigt war. Vor meinem Besuch hatte ich vom Wagen aus in der Werbeagentur angerufen und erfahren, daß sich Helen Kern krank gemeldet hatte. Nur sah sie mir so krank auch nicht

aus, abgesehen von ihrer Wunde an der Wange. Vielleicht wirkte sie ein wenig abgespannt, wie jemand, der zu wenig Schlaf bekommen hatte. Auch unter den Augen zeichneten sich dünne, leicht bläuliche Ringe ab.

»Sanders…«

»Ja, bitte.«

Sie stellte ihr Glas wieder auf den Tisch. »Den Namen kenne ich nicht. Hat das vielleicht etwas mit meinem Verkehrsunfall damals zu tun?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dann bin ich überfragt.«

»Schade.«

»Aber sagen Sie mir bitte, Mr. Sinclair, wie Sie ausgerechnet auf mich dabei kommen?«

»Das ist ganz einfach. Dieser Sanders hat mir Ihren Namen gesagt. Das ist alles.«

»Komisch.« Sie hob die Schultern. »Vielleicht kenne ich ihn doch. Wäre es nicht besser, wenn Sie ihn mir zeigen? Wenn wir zu ihm fahren und ich ihm persönlich…«

»Das wird leider schlecht möglich sein, denn dieser Sanders lebt nicht mehr. Er wurde erschossen.«

Helen sagte nichts. Sie saß nur da und wurde weiß im Gesicht. Ich konnte zusehen, wie sich ihre Haut veränderte. Dabei schluckte sie auch und flüsterte schließlich: »Erschossen? Wirklich erschossen? Einfach so, Mr. Sinclair?«

»Ich war dabei.«

Helen atmete durch die Nase ein. »Warum das denn? Warum hat man ihn getötet?«

»Um das herauszufinden, bin ich zu Ihnen gekommen, Miß Kern.«

»Aber ich kenne ihn nicht!« rief sie.

»Akzeptiert. Nur stelle ich mir natürlich die Frage, warum er dann Ihren Namen erwähnt hat.«

»Das wundert mich auch.«

»Es muß eine Verbindung zwischen ihm und Ihnen gegeben haben. Ich glaube nämlich nicht, daß er Ihren Namen grundlos erwähnt hat. Irgendwo und irgendwann müssen Sie schon zusammengetroffen sein. Sie können sich nur nicht daran erinnern.«

»Ja, das wäre möglich.« Sie schaute an mir vorbei zum Fenster hin. Dabei hob sie eine Hand und kratzte an den Rändern der Wunde. »In meinem Privatleben kenne ich niemand, der so heißt.«

»Und wie sieht es mit dem beruflichen aus?«

Sie hob die Schultern. »Auch da tummelt sich kein Sanders. Selbst unter unseren Kunden nicht. Unter denen, die ich betreue. Tut mir leid.«

»Das ist natürlich schlecht.«
»Vielleicht haben Sie sich verhört? Ist ja möglich. Kann sein, daß der Mann einen Namen genannt hat, der so ähnlich klang wie meiner. Oder finden Sie nicht?«
»Ausschließen möchte ich das nicht, Miß Kern.«
»Sagen Sie doch Helen zu mir. Das andere klingt immer so schrecklich förmlich. Ich bin es gewohnt, mit dem Vornamen angesprochen zu werden.« Aus einer Dose holte sie eine Zigarette hervor. Mit dem Feuer war sie schneller als ich. Sie rauchte zwei, drei Züge. Dabei schüttelte sie immer wieder den Kopf, um mir klarzumachen, daß sie mit dem Namen Sanders nichts anfangen konnte.
»Dann habe ich Pech gehabt.«
Fast böse schaute sie mich an. »Wollen Sie wirklich so schnell aufgeben, Mr. Sinclair?«
»Wenn Sie sich nicht an den Namen erinnern können, muß ich weiter forschen.«
»Aber etwas bleibt bei Ihnen zurück.«
»Wie meinen Sie?«
»Nun… ich möchte es einmal als einen Verdacht bezeichnen. Sie werden von hier weggehen und werden auch ein wenig frustriert sein. Sie werden überlegen, ob ich Sie angelogen oder die Wahrheit gesagt habe. Stimmt es, Mr. Sinclair?«
»Das kann ich nicht leugnen.«
Sie rang nach Atem und auch nach Worten. »Deshalb möchte ich, daß Sie noch bleiben, Mr. Sinclair. Es kann ja sein, daß mir noch etwas einfällt. Haben Sie schon einmal daran gedacht, daß die Verbindung zwischen Sanders und mir schon länger zurückliegen kann?«
»Nein, noch nicht. Aber haben Sie denn eine so interessante Vergangenheit?«
Helen horchte auf. »Wenn Sie das sagen, ist dieser Sanders auch ein außergewöhnlicher Mensch gewesen.«
»Da stimme ich zu.«
»Wer war er?«
»Jemand, der in einer Grauzone gelebt hat.«
»Genauer bitte.«
Ich legte mir die Worte zurecht, um Helen durch keine Spontanität zu schocken. »Sanders war ein Mensch, den ich nicht unbedingt als gesetzestreu einstufen möchte.«
»Ein… ein… Verbrecher?« fragte sie leise.
Ich wiegte den Kopf. »Nicht direkt, aber manche würden ihn als einen solchen bezeichnen. Andere nennen ihn einen Spion, einen Nachrichtenhändler, einen Agenten, wie auch immer. Er war

jedenfalls ein Mensch, der ziemlich gefährlich gelebt hat und auch dafür bezahlen mußte.«

»Ja, mit seinem Tod«, flüsterte Helen, bevor sie den Kopf schüttelte. »Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, was ich mit einem Agenten zu tun gehabt haben soll.«

»Auch früher nicht?«

Sie drückte ihre Zigarette aus und winkte ab. »Was heißt schon früher, Mr. Sinclair. Mein Leben ist ziemlich ruhig verlaufen, bis auf die eine Sache.«

»Dieser Unfall?«

»Ja.« Sie nickte heftig. »Ich hatte unter den Folgen zu leiden. Nicht unter den körperlichen, sondern den seelischen. Ich kam mit mir selbst nicht mehr zurecht, hatte furchtbare Träume, ich konnte in keinen Wagen mehr einsteigen, ohne Schweißausbrüche zu bekommen. Für mich waren es furchtbare Tage und Wochen, sogar Monate«, fügte sie noch hinzu.

»Die haben Sie überstanden.«

»Das ist richtig«, flüsterte sie. »Allerdings nicht ohne fremde Hilfe. Man hat mir geholfen.«

»Wer?«

»Fragen Sie lieber, wo das geschah. In einer Klinik«, redete sie weiter. »Ich habe davon gelesen, nahm unbezahlten Urlaub und bin dort acht Wochen geblieben.«

»Eine lange Zeit.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Wo liegt die Klinik?«

»Nicht einmal weit entfernt. Im Süden von London, in Sichtweite der Küste.«

»Und es war vorbei, als Sie die Klinik verließen?«

»Ja.«

Helen hatte die Antwort sehr rasch gegeben, ohne zu überlegen, und ich wurde unsicher. Hatte sie die Wahrheit gesagt, oder hatte sie mich nur beruhigen wollen?

»Was tat man dort mit Ihnen?« wollte ich wissen.

»Das kann ich Ihnen im Detail auch nicht sagen. Man hat mich untersucht, man hat mich therapiert, man hat mit mir Dinge angestellt, die ich nicht begriffen habe. Wir führten viele Gespräche, wir gingen auch oft spazieren, aber das meiste habe ich vergessen. Es… es ist wie ausgelöscht. Ich war nur froh, daß ich normal geworden bin und meinen Job wieder aufnehmen konnte.«

»Das glaube ich Ihnen, Helen.«

»Trotzdem bin ich unsicher geworden, Mr. Sinclair. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß mir während meines Aufenthaltes in der Klinik dieser Sanders begegnet ist, wobei ich seinen Namen vergessen

habe. Ich war ja nicht der einzige Patient dort.«

»Eine gute Folgerung. Das ließe sich überprüfen, denke ich. Würde dies den Tatsachen entsprechen, Helen, dann müssen Sie auf Sanders einen außergewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn mit Ihrem Namen auf den Lippen starb er.«

Das hatte sie geschockt, und sie brauchte Zeit, um nur ein Wort zu sagen. »Wirklich?«

»Ich lüge Sie nicht an.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.« Sie kratzte wieder am Rand des Pflasters. »Es kommt im Moment nur alles so überfallartig auf mich zu.«

»Das verstehe ich. Sie haben die Vergangenheit vergessen und wollen sicherlich nicht mehr an sie erinnert werden. Ich habe Ihnen nur offengelegt, wie ich die Dinge sehe. Sanders hat ausdrücklich Sie gemeint, denke ich.«

»Aber bin ich die einzige Person, die Helen Kern heißt? Es gibt in London mehrere.«

»Stimmt. Darum werde ich mich auch noch kümmern. Aber Sie waren bei uns registriert, deshalb fing ich mit Ihnen an.« Ich sah ihr Erschrecken in den Augen. »Nicht daß Sie sich jetzt etwas Schlimmes denken, es geht einzig und allein um den Unfall, der doch ziemlich schwer war. Nur deshalb haben wir Ihre Akte gesucht.«

»Akte, Akte«, flüsterte sie. »Meine Güte, wie sich das schon anhört. Das ist ja schlimm.«

»Nicht so schlimm, wie Sie vielleicht denken, Helen. Außerdem ist der Begriff Akte nicht ganz richtig. Was ich über Sie erfahren wollte, stand auf knapp zwei Blättern. Es ist wirklich nichts Negatives gewesen, es drehte sich einzig und allein um den schweren Unfall, der ja nun einige Jahre zurückliegt.«

»Ja, vier.«

»Sehen Sie.«

»Dennoch ist es komisch, Mr. Sinclair. Mir geht der Name einfach nicht aus dem Kopf. Sanders, Himmel, ich kann mich nicht erinnern. Es ist möglich, daß er mit mir zusammen im Sanatorium war, aber ich habe dort auch keine engere Beziehung aufgebaut, das sollten Sie nicht denken. Mir fällt er wirklich nicht ein. Außerdem habe ich mich dort um mich selbst gekümmert, wie Sie sich bestimmt denken können. Ich wollte gesund werden und habe mich vertrauensvoll in die Hände der Ärzte begeben. Ich habe sogar eine sehr lange und tiefe Hypnose über mich ergehen lassen, damit mir die Angst genommen wurde.«

»Ist das denn der Fall gewesen?«

»Ja, irgendwo schon.«

»Sie können sich nicht erinnern, denke ich.«

Helen krauste die Stirn. »Das weiß ich nicht genau. Wenn ich mich erinnere, dann eben nur an gewisse Fragmente oder Teile. An einen einsamen Platz mitten in der Landschaft, zum Beispiel, an eine Lichtung, in deren Nähe sich auch ein Gebäude befand.«

»Was für ein Gebäude?«

»Das weiß ich nicht.«

»War es denn weit von der Klinik entfernt?«

Sie rang die Hände. »Bitte, Mr. Sinclair, fragen Sie mich nicht so etwas Schweres. Ich… ich komme damit nicht zurecht. Ich weiß nicht einmal, ob man mich dorthin gebracht hat.«

»Aber Sie erinnern sich daran.«

Sie bewegte sich hin und her. »Ja und nein. Es kann auch nur in meiner Erinnerung Bestand gehabt haben. Das ist alles möglich. Jedenfalls habe ich zunächst nur an den Erfolg geglaubt.«

»Der sich ja eingestellt hat.«

»Sicher.«

»Hundertprozentig?« Ich fragte es bewußt, denn irgendwie kam ich mit Helens Aussagen nicht mehr zurecht. Nicht daß sie nicht klar genug gewesen wären, ich hatte eher den Eindruck, als wären sie so etwas wie ein Deckel. Erst wenn man ihn abnahm, würde sich darunter etwas zeigen, das bisher verborgen geblieben war. Einen Beweis hatte ich nicht dafür, doch meiner Ansicht nach schien in der Klinik nicht alles glattgegangen zu sein. Oder sollte ich mich da getäuscht haben?

Sie griff wieder zu einer Zigarette. Dabei hielt sie den Kopf gesenkt. Trotzdem konnte ich ihr Gesicht beobachten. Es hatte einen leicht gequälten Ausdruck angenommen, als wäre Helen mit sich selbst nicht zufrieden. Diesmal gab ich ihr Feuer. Als sie die erste Rauchwolke in das Zimmer geblasen hatte, bat ich sie wieder um eine Antwort.

»Nun ja, Mr. Sinclair, was ist in dieser Welt schon hundertprozentig?«

»Sie hatten also noch Probleme?«

»Nicht so schlimm wie vor dem Besuch!« wehrte sie ab. »Damit können Sie mir nicht kommen.«

»Das will ich auch nicht. Ich möchte Ihnen nur helfen und meinen Fall aufklären.«

»Sie sind Polizist und kein Psychologe.«

»Stimmt schon«, sagte ich lächelnd. »Doch manchmal verschwimmen die Grenzen.«

»Ja, das kann ich mir denken. Entschuldigen Sie.« Zwei Züge rauchte sie wieder und murmelte:

»Die Probleme, von denen Sie sprachen - ich kam beruflich sehr gut zurecht, besser als zuvor, das möchte ich festhalten. Ich fühlte mich in der Sonne. Aber wo Licht ist, da ist auch Schatten. Warum sollte ich eine Ausnahme machen? Ich hatte meinen Ärger, das gebe ich zu.«

»Womit?«
»Mit der Nacht.«
»Und weiter?«
»Mit meinen Träumen.«
»Waren die so schlimm?«
Sie legte die Zigarette weg, packte ihr Gesicht zwischen beide Handflächen und nickte. »Noch schlimmer«, flüsterte sie durch eine Lücke zwischen den Handballen. »Sie… sie haben mich verfolgt, sie haben mich bedroht, ich konnte ihrer nicht Herr werden, obwohl ich es immer wieder versuchte.« Sie quälte sich, und als sie verstummte, forderte ich sie auf, mir mehr zu erzählen.
»Und bitte, Helen, denken Sie vor allen Dingen auch an Einzelheiten - ja?«
»Ich versuche es.«
Jedenfalls war ich davon überzeugt, daß ich mit Helen Kern einen Glücksgriff getan hatte. Schon beim ersten Versuch Erfolg zu haben, das war mir nicht immer beschieden, und ich war auch fest davon überzeugt, daß irgendwo eine Verbindung zwischen ihr und Sanders existierte. Der Mann hatte ihren Namen nicht grundlos genannt.
Sie ließ die Hände wieder sinken und gab ihr Gesicht frei. Es hatte einen angestrengten Ausdruck bekommen. Sie zwinkerte mit den Augen, die leicht gerötet waren, und schaute an mir vorbei auf das große Fenster, hinter dem der breite Balkon lag. Aus langen Kästen schauten bunte Sommerblumen hervor, deren Blüten sich im leichten Wind bewegten. »Es waren schlimme Träume, und sie drehten sich stets nur um ein Thema, Mr. Sinclair. Um Vögel.«
»Wie bitte?«
»Ja, ich sah die Vögel.«
»Welche denn? Spatzen, Amseln, Wellensittiche, Rotkehlchen oder Papageien…«
»Nein, nein, das auf keinen Fall. Es waren Vögel, die ich nicht kannte.«
»Fremde?«
Sie nickte. »Sehr groß waren sie«, flüsterte sie, »und sehr düster.« Helen schauderte zusammen. Die Erinnerung an diese Träume und die darin vorkommenden Vögel waren noch nicht gelöscht. »Sie umschwirrten mich mit ihren breiten Schwingen, sie kreisten mich ein, sie spielten mit mir, was für mich wie eine Folter war, und sie griffen auch an.«
»Was geschah dabei?«
»Nichts weiter. Ich erwachte.«
»Beim Angriff?«
»Ja, bevor es ganz schlimm werden konnte. Ich erlebte den Traum nie bis zu seinem bitteren Ende. Mir kam es vor, als hätte jemand ein

Warnsignal in mir eingebaut, das sich immer dann einschaltet und reagiert, wenn ich in große Gefahr gerate.«

»Was taten die Vögel denn, Helen?«

Ihre Lippen waren bleich geworden. Beim Sprechen bewegten sie sich zitternd. Sie druckste herum, dann aber konnte ich ihre Worte verstehen. »Sie… sie sprachen mit mir.«

»Bitte?«

Helen Kern lachte leise und bitter. »Ob Sie es mir glauben oder nicht, sie konnten sprechen. Ich… ich habe ihre Stimmen gehört. Sie drangen in meine Alpträume ein. Es war furchtbar, es war nicht zu fassen, aber ich habe mich auch nicht getäuscht.«

»Was macht Sie da so sicher?«

»Die Wiederholung der Träume, Mr. Sinclair. In jeder verfluchten Nacht kehrten sie zurück und malträtierten mich. Es waren immer wieder die gleichen.«

»Also das Sprechen der Vögel.«

»Genau.«

»Haben Sie denn verstehen können, was sie sagten?« Die Frage hatte mir auf dem Herzen gelegen, und ich wartete gespannt auf eine Antwort.

»Wollen Sie das wirklich hören?«

»Sonst hätte ich Sie nicht gefragt.«

Helen bewegte unruhig ihre Hände. »Und Sie… Sie lachen mich auch nicht aus?«

»Ich bitte Sie, Helen. Wie käme ich dazu, so etwas zu tun? Nein, ich werde Sie nicht auslachen.«

Die junge Frau mußte sich noch einmal sammeln, bevor sie endlich sprechen konnte. »Sie… sie erklärten mir immer nur das eine. Du gehörst jetzt zu uns… du gehörst jetzt zu uns… zu uns…«

Sie starrte mich an.

Plötzlich fing sie an zu weinen.

Zum Glück trug ich ein sauberes Taschentuch bei mir, das ich ihr reichte, aber sie hörte nicht auf zu weinen. Ihre Schultern bebten, die Wangen waren naß, und immer mehr Wasser quoll aus ihren dunklen Augen.

Ich dachte über die Worte nach. Quatsch, Blödsinn, eine Ungeheuerlichkeit, schoß es mir durch den Kopf, und damit reagierte ich wie jeder normale Mensch.

Das war ich auch. Doch auf der anderen Seite beschäftigte ich mich seit Jahren schon beruflich mit Fällen, wo eigentlich nichts unmöglich war und Grenzen zwischen den Naturwissenschaften aufgehoben wurden. Rationale Erklärungen fehlten mir des öfteren, auch hier sah es so aus. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge, der mit einem Stock in ein Wespennest gestochen hat, um zu sehen, was nun passierte.

Zunächst einmal nichts. Helen ließ die Hand mit dem Taschentuch sinken und knüllte den Stoff zusammen. Auf ihrer Haut hatte sich ein dünner Schweißfilm gelegt, ihre Augenlider bewegten sich, die Nasenflügel zitterten ebenfalls. »Ja, Mr. Sinclair«, flüsterte sie mit erstickter Stimme. »So ist es gewesen.«

Ich nickte.

Das verwunderte sie. Ein paar letzte Tränen tupfte sie weg und fragte dann: »Sie lachen mich nicht aus? Warum tun Sie das nicht? Warum halten Sie mich nicht für eine Spinnerin, für eine völlig überdrehte Person, Mr. Sinclair?«

»Müßte ich das?«

»Klar, das müßten Sie. Nach dem, was ich Ihnen erzählt habe, können Sie mich nur für verrückt halten.«

»Nein, ich nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich Ihnen glaube.«

Jetzt starrte sie mich an, als hätte ich ihr einen schlimmen und unglaublichen Antrag gemacht. Der Kopf hatte eine etwas steife Haltung angenommen. Dadurch straffte sich die Haut am Hals, und unter dieser dünnen Schale sah ich, wie sich ihre Adern zuckend bewegten. Sie sahen aus wie kleine, dünne Röhren.

»Wundert Sie das, Helen?«

»Ja, es wundert mich. Es wundert mich sogar sehr. Ich… ich kann es nicht fassen. Sie halten mich nicht für eine völlig überspannte Person mit Halluzinationen, die in eine Anstalt gehört?«

»Dafür halte ich Sie nicht.«

»Aber warum nicht?« rief sie und sah so aus, als wollte sie von ihrem Platz in die Höhe springen.

»Haben Sie Mitleid mit mir? Denken Sie vielleicht, daß ich sowieso schon so weit durchgedreht bin, daß ich nichts anderes mehr denken kann? Daß der Aufenthalt in der Klinik überhaupt nichts gebracht hat?«

»So denke ich nicht.«

»Dann sind Sie ein Phänomen.«

»Nein, Helen, das bin ich auch nicht. Schauen Sie mal. Ich gehöre zu einer Truppe, die sich mit bestimmten Fällen beschäftigt. Es sind keine normalen Fälle, die Sie vielleicht von einem Polizisten erwarten, Helen. Nun ja, ich weiß, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir uns rational nicht erklären können. Deshalb lache ich Sie auch nicht aus. Ich bin gekommen, um einen Fall zu lösen, auch wenn er noch so anders aussieht als die übrigen. Sie müssen mich verstehen, ich kenne mich aus.«

»Ja«, sagte sie leise und wiederholte das Wort, obwohl es nicht überzeugend klang. »Ich verstehe alles und begreife nichts. Ich weiß

nur, daß es mich erwischt hat, und ich gelange immer mehr zu der Überzeugung, daß es nach dem Klinikaufenthalt schlimmer geworden ist. Das müssen Sie mir glauben.«

»Einfach so?«

»Wie meinen Sie das?«

»Hat es einen Grund gegeben? Oder ist dieser Grund einfach nur mein Besuch bei Ihnen?«

Helen schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair, das ist es nicht. Sie haben in gewisser Hinsicht Glück gehabt, wenn ich das mal vorweg sagen darf. In der vergangenen Nacht quälte mich nämlich wieder dieser schreckliche Traum. Er riß mich aus dem Schlaf. Ich sprang auf, ich war benommen, aber nicht so von der Rolle, als daß ich diesen Traum vergessen hätte. Sehr deutlich stand er noch vor mir, plastisch, in furchtbaren, erschreckenden Bildern. Er war so verdammt echt. Ich habe mich wieder auf dieser Lichtung gesehen, umflattert von den großen Vögeln. Nun ja, den Rest kennen Sie. Ich erwachte, aber ich blieb diesmal nicht in meinem Bett liegen, sondern ging zum Fenster, um es zu öffnen. Und da… da… ja da geschah es dann.«

Sie sprach nicht mehr weiter, sondern starrte an mir vorbei ins Leere. Aus ihrem Gesicht wurde eine Maske, die einen schiefergrauen Schimmer bekommen hatte. Helen traf die Erinnerung an ihren Traum wie ein mächtiger Schock. Es dauerte ziemlich lange, bis sie sich gefangen hatte, und ich stellte ihr auch zuvor keine Frage. Wenn sie reden wollte, würde sie das tun, und ich hatte mich nicht getäuscht.

»Ich hatte also das Fenster geöffnet, weil es mir in meinem Zimmer zu heiß und stickig geworden war. Ich schwitzte am gesamten Körper, das können Sie sich kaum vorstellen. Mein Herzschlag raste, und ich schaute hinaus in die Nacht, die dunkel wie eine Wand vor mir lag. Selbst die Wolken konnte ich kaum erkennen, aber ich sah den schwarzen Schatten, der auf mich zuraste und sich irgendwo aus der nahen Umgebung hier gelöst hatte.«

»War es ein Vogel?«

Helen schaute mich aus gläsern wirkenden Augen an. Sie bewegte ihre Lippen, aber sie sprach nicht, sondern nickte nur. Zwei-, dreimal hintereinander.

»Was tat er?«

»Er biß zu.«

»Und das war kein Traum?«

»Nein!« brachte sie mühsam hervor, »das war kein Traum. Das habe ich in der Wirklichkeit erlebt.«

Ich legte zunächst eine Verschnaufpause ein, was auch ihr guttat. »Wo wurden Sie denn getroffen, Helen, wobei ich von einem Schnabelhieb ausgehe.«

»Stimmt. Es traf mich am Kopf.«

»Die Wange?«
»Ja.«
»Kein Insektenstich?«
»Nein, Mr. Sinclair, nein. Die Wunde hat dieser Hieb mit dem Schnabel hinterlassen.«
Ich blieb ruhig, wollte nicht, daß sie merkte, wie aufgeregt ich mittlerweile auch war. »Der Hieb mit dem Schnabel«, wiederholte ich. »Führte ihn ein Vogel aus, den Sie erkannt haben?«
»Überhaupt nicht. Er war nur dunkel, und er war groß, Mr. Sinclair. Sehr groß. Ich habe sogar angenommen, es mit einem Adler zu tun zu haben, was natürlich Unsinn ist, denn es gibt in diesen Breiten keine Adler. Jedenfalls war es ein Vogel, der keine Gnade kannte.«
»Und er hinterließ die Wunde.«
»Sie schmerzt. Sie lebt, sie pocht, sie tuckert.« Helen Kern stand wieder dicht vor dem Weinen.
»Bei unserem Gespräch habe ich es verdrängen können, aber das schaffe ich nicht mehr. Ich werde durch das Ziehen immer daran erinnert. Es tut mir leid, ich kann nichts dafür, und ich möchte auch nicht, daß Sie mich für hysterisch halten, aber mir kommt es vor, als hätte jemand Säure in die noch frische Wunde gespritzt.«
»Darf ich mir die Wunde einmal ansehen?«
»Nein, nein!« rief sie erschreckt und drückte ihren Rücken gegen das weiche Kissen des Sofas.
»Warum nicht?«
»Weil ich es nicht will!«
Ich schaute sie an. Das heißt, ich versuchte, mit ihren Augen Blickkontakt zu bekommen, aber Helen drehte den Kopf zur Seite, so daß ich es nicht schaffte. Auf keinen Fall durfte ich ihr mit Härte kommen. Sie hatte zuviel erlebt, deshalb mußte ich versuchen, sie zu überzeugen. »Sehen Sie, Helen, ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich mich zwar äußerlich kaum von anderen Polizisten unterscheide, was meinen Job angeht, jedoch schon. Deshalb ist so etwas für mich auch nicht unbedingt neu. Bitte, ich möchte die Wunde sehen. Ich werde das Pflaster auch sehr vorsichtig entfernen.«
»Das ist es doch nicht!« rief sie.
»Was dann?«
»Nein, auf keinen Fall.«
Ich spürte, daß ihr Widerstand langsam zusammenbrach. Sie hatte nicht mehr so überzeugend gesprochen, und ich drückte mich sehr langsam in die Höhe, weil ich Helen nicht erschrecken wollte.
Sie blieb auf der Stelle sitzen. Zwar verkrampft und zitternd, aber sie traf keine Anstalten, die Flucht zu ergreifen, als ich um den schmalen Tisch herumging, der zwischen uns stand.

Hinter ihr blieb ich stehen.
Sie hatte nicht einmal den Kopf gedreht, zuckte aber zusammen, als ich ihre Schulter berührte. »Ich meine es wirklich gut mit Ihnen, Helen, haben Sie keine Angst.«
»Das versuche ich. Aber die Wunde… sie… sie kann größer und anders geworden sein.«
»Was meinen Sie damit?«
»Sie kribbelt, und ich habe sogar den Eindruck, als würde sie sich bewegen. Bitte, lachen Sie mich nicht aus, aber das ist so. Es ist ein schreckliches Gefühl, obwohl es nicht sehr schmerzt.«
Ich veränderte meine Haltung, da ich die rechte Wange der Frau untersuchen wollte. Kaum hatte ich den Kopf etwas gesenkt, da sah ich das Unwahrscheinliche und beinahe auch Unglaubliche. Die Wunde bewegte sich tatsächlich, unter dem Pflaster tat sich etwas und machte auch vor diesem Viereck nicht Halt.
Es löste sich ab.
Zuerst an der oberen Kante, dann an der Seite, schließlich unten. Helen merkte dies auch, sie flüsterte einen Kommentar, den ich nicht wahrnahm, weil ich meinen Blick einfach nicht von diesem noch immer rutschenden Pflaster lösen konnte.
Dann fiel es ab und landete auf der Couch.
Ich aber starrte auf die Wange und auf die Stelle, die das Pflaster bisher verdeckt hatte.
Es war unfaßbar.
Aus der Wunde wuchsen drei kleine Vogelfedern!

***

Wahrscheinlich hatte ich nach dieser auch für mich schrecklichen Entdeckung zu lange geschwiegen, denn plötzlich meldete sich Helen mit kaum verständlicher Stimme. »Sehen Sie es? Haben Sie es gesehen? Wissen Sie nun, was ich meine?«
»Ja, die drei Federn…«
Helen Kern versteifte. Über ihre Haut lief dabei ein Rieseln. Sie mußte Angst spüren oder Überraschung.
»Bitte, John, bitte… was haben Sie da gesagt? Können Sie es noch einmal wiederholen?«
»Drei Federn!«
Und wieder überraschte sie mich. Helen Kern war so schnell auf den Beinen, daß ich ihr nicht folgen konnte. Ich schaffte es auch nicht, sie festzuhalten, meine zuschnappende Hand griff ins Leere.
Jammernd und wie ein Irrwisch rannte sie quer durch das Zimmer, warf sich über die Schwelle in den Flur hinein, und ich rechnete damit, daß sie auch in ihrer Panik das Haus verlassen würde.
Sie tat es nicht.

Als ich das Wohnzimmer verließ, sah ich noch, wie eine der anderen Türen wieder zuflog. Welcher Raum hinter ihr lag, erfuhr ich einen Moment später, als ich die Tür wieder aufriß.

Es war ein relativ kleines Bad, wahrscheinlich nur für Gäste gedacht, und Helen stand vor einem Spiegel, der gleichzeitig die Vorderseite eines Wandschranks bildete und über dem Waschbecken angebracht worden war.

Sie starrte hinein, sie sah sich, sie erkannte jede Einzelheit, und sie konnte es nicht fassen.

Sie weinte.

Ich ging langsam näher. Obgleich sie mich im Spiegel sehen konnte, tat sie nichts, um etwas zu ändern. Ihr Gesicht wirkte im Spiegel fremd, aber er gab eben nur das wider, was man ihm präsentierte. Und das war nun eine Frau, die sich während der letzten halben Minute stark verändert hatte.

Angst zeichnete ihr Gesicht. Es war eine tiefe, beinahe hündische Angst vor den schrecklichen Folgen. Sie kam nicht umhin, sich nur anzuschauen, und wahrscheinlich sah sie nur die Wunde an der rechten Wange, aus der drei graubraune Federn wuchsen.

Die in der Mitte war länger als die beiden an den Seiten. Sie schien so etwas wie ein Zeichen zu sein, ein Omen, und wahrscheinlich war sie auch die erste Feder gewesen, die aus der von einem Schnabelhieb hinterlassenen Wunde gewachsen war.

Ich erinnerte mich daran, daß Helen bei der Zahl drei so panikartig reagiert hatte. Warum hatte sie das getan? War es möglich, daß sie damit nicht hatte rechnen können? Daß sie wohl von einer oder zwei Federn wußte, aber nicht von dreien?

Sie hob langsam ihren rechten Arm. Ich wartete, bis die Hand in den Bereich der Spiegelfläche geriet, und schaute auch zu, wie sie sich zu einer Klaue krümmte. Ich ahnte, was diese Frau vorhatte, und ich flüsterte: »Nein, lassen Sie es.«

Helen schüttelte den Kopf.

Einen Moment später schlug sie ihre Hand gegen die Wange, krümmte die Finger und wollte die drei Federn herausreißen. Ich war ebenso schnell, packte ihr Gelenk, um es wegzudrehen, aber Helen hielt eisern fest und trat dabei mit beiden Füßen auf der Stelle.

»Ich will es weghaben! Ich will es nicht mehr sehen! Ich kann den Anblick nicht ertragen! Es ist der Horror! Es ist…«

»Hören Sie auf!«

»Niemals!« Helen entwickelte übernormale Kräfte. Sie riß trotz meiner Fingerklammer an den Federn und schaffte es, sie aus der Wunde zu reißen. Was folgte, war ein kleiner Blutstrom. Sie schleuderte die Federn zu Boden, wankte dann zurück und fand auf einem Hocker ihren Platz, wo sie sitzen blieb, nach einem Handtuch

griff und es sich gegen die. Wange preßte.

Ich bückte mich und hob die Federn auf. Aus der Nähe schaute ich sie mir an und sah, daß an den Enden der dünnen Stiele noch Blutstropfen klebten, aber auch kleine Hautreste.

Ich legte sie auf den Rand einer schmalen Badewanne und kümmerte mich um Helen.

Sie war nicht in der Lage zu sprechen. Wie festgefroren hockte sie auf dem Hocker und starrte ins Leere. Ihr Blick bestand aus einer Mischung von Angst und Wissen. Die grünen Augen flackerten, der Mund zitterte. An einer Stelle des Handtuchs hatte sich das Blut freie Bahn verschafft und rann auf ihren Hals zu.

Ich fand einen Waschlappen, feuchtete ihn an und wischte das Blut so gut wie möglich weg.

Neben ihr blieb ich knien. »Darf ich mir die Wunde einmal anschauen, Helen?«

»Nein, nicht, bitte nicht.«

»Warum nicht? Sie haben die Federn doch herausgerissen.«

Helen Kern schloß die Augen. »Was soll schon okay sein?« fragte sie. »Mit mir ist nichts mehr okay. Mich haben teuflische Kräfte als ihre Gefangene ausgesucht. Ich weiß nicht, was es ist. Ich weiß auch nicht, weshalb ich es gewesen bin, und ich weiß nicht mehr, was ich noch alles denken soll. Ich bin nicht mehr *die* Helen Kern. Ich bin auf dem Weg, zu einem Monster zu werden. Verstehen Sie?«

»Ja, aber ich glaube es nicht.«

»Was wollen Sie als Polizist schon glauben? Sie müssen sehen. Okay, Sie haben gesehen, und ich habe Ihnen erzählt, wie es passierte. Noch Fragen, Mister?« Sie weinte wieder, aber sie setzte mir keinen Widerstand entgegen, als ich ihre rechte Hand berührte und sie gemeinsam mit dem blutdurchtränkten Handtuch zur Seite drängte, weil ich eben die freie Sicht auf ihre Wange haben wollte.

Das Blut war an den Seiten der erschreckend tiefen Wunde geronnen. Nichts strömte mehr nach, was mich bei dieser Größe schon wunderte. Ich schaute tiefer in sie hinein und stellte fest, daß sie in der Mitte ein kleines Loch auswies.

»Ich spüre es im Gaumen«, sagte Helen leise.

Das hatte ich befürchtet. »Und wie verhält es sich mit den Schmerzen?« fragte ich.

»Sie waren da.«

»Jetzt nicht mehr? Was spüren Sie dann?«

»Nichts, als wäre alles an dieser rechten Seite nur mehr totes Fleisch. Betäubt, verstehen Sie? Aber man hat mir doch keine Spritze gegeben, Mr. Sinclair.«

»Das sehe ich auch so.«

»Ich will gehen.«

»Natürlich, aber ich bleibe bei Ihnen.«
Meine Antwort brachte sie zum Lachen. »Das geht nicht, Mr. Sinclair. Sie können nicht bei mir bleiben. Sie haben eine Arbeit, der Sie nachgehen müssen, deshalb vergessen Sie Ihren Vorschlag am besten. Es ist besser für uns beide.«
»Ich glaube, da irren Sie sich. Ich werde ihn nicht vergessen, meine Liebe. Sie sind mein Job. Sie und keine andere. Vergessen Sie nicht, daß ich einen Fall aufzuklären habe und deshalb zu Ihnen gekommen bin.«
»Sanders, wie?«
»Stimmt.«
»Ich habe mit ihm nichts zu tun. Ich… ich kann mir auch nicht vorstellen, was er mit mir zu tun haben soll. Er hat mich nicht angegriffen, es war ein Vogel.«
Ich ließ sie weiterreden und schaute mir inzwischen die Wunde an. Sie war ziemlich groß geworden.
Wenn ich die verfärbten Ränder mit hinzuzählte, nahm sie schon die Hälfte der Wange ein, und das bereitete mir deshalb Sorgen, weil ich davon ausging, daß sich möglicherweise weitere Federn unter der Haut verborgen hielten und irgendwann zum Vorschein kommen würden. Es war alles möglich, denn durch den Biß des Vogels war diese magische Impfung vollzogen worden.
Doch welch ein Vogel?
Helen hatte ihn nicht erkennen können. An den von ihr erwähnten Adler glaubte ich auch nicht, aber ich nahm ihr die Größe des Vogels durchaus ab. Da wiederum machte ich mir meine eigenen Gedanken, denn durch meinen Kopf spukte bereits eine bestimmte Idee.
Ich erinnerte mich an alte dämonische Feinde, die ich vor Jahren zum erstenmal in Schweden erlebt hatte.
Die Strigen!
Es waren Bluteulen, Horror-Eulen, dämonische Geschöpfe, die von Strigus, ihrem Chef und Beherrscher, angeführt wurden. Strigus war eine Mischung aus Mensch und Eule. Wenn ich diesen Gedanken weiter verfolgte und Helen damit einbrachte, so war sie ebenfalls auf dem Weg, eine Strige zu werden.
Eine erschreckende Folgerung, doch leider nicht mehr von der Hand zu weisen.
Aber einfach so? Konnte ein x-beliebiger Mensch zu einem Strigenwesen werden?
Nein, nichts geschah ohne Grund. Helen mußte etwas erlebt haben, das damit in einem unmittelbaren Zusammenhang stand, und ich dachte wieder an ihre Erzählungen, besonders an den Teil, der sich um die Klinik gedreht hatte, in der sie acht Wochen praktisch eingesperrt gewesen war. Lag hier der Schlüssel für ihre

Verwandlung?

Es war zumindest der Punkt, an dem meine Überlegungen immer wieder festhakten. Leider wußte ich zuwenig darüber, aber das konnte sich durch Helens Aussagen ändern.

»Was werden Sie denn jetzt tun?« fragte sie leise.

»Bei Ihnen bleiben.«

Sie überlegte. »Hier? In meiner Wohnung? Bei Tag und auch in der Nacht, Mr. Sinclair?«

»Das hatte ich vor.«

Sie seufzte auf. Ich wußte nicht, ob aus Erleichterung oder aus Widerstand. Jedenfalls sprach sie nicht dagegen, hob die Schultern und schwieg ansonsten.

»Wo haben Sie hier Pflaster?«

»Nutzt das was?«

»Ich denke schon. Sie können nicht mit dieser offenen Wunde herumlaufen. Denken Sie an die Bakterien, die es auch hier in Ihrer Wohnung gibt. Es wäre schon besser, wenn ich Sie ein wenig verarzte.«

»Im Spiegelschrank. Schauen Sie dort nach.«

»Gut.« Ich fand die Pflaster rasch. Die Wunde war allerdings so groß geworden, daß ich zwei Rechtecke nehmen mußte, um sie zu verdecken. Helen hielt dabei still. Sie hatte sich wieder ein wenig erholt und sah auch besser aus im Gesicht, obwohl sie noch immer am ganzen Leib zitterte und auch ihre Hände nicht ruhighalten konnte. Nervös fuhr sie damit über die Oberschenkel. Dann wischte ich noch etwas Blut ab, nickte ihr zu und sagte: »Jetzt könnten Sie einen Schluck vertragen, denke ich.«

»Ja - sicher.«

Wir gingen zurück in den Wohnraum. Helens Schritte waren schleppend, und sie hatte sich dabei an mich gelehnt. Ihr Blick war nach vorn gerichtet, sie ging wie eine Puppe und hatte auch nichts dagegen, daß ich sie in ihren Sessel drückte, denn auf der Couch wollte ich meinen Platz finden.

»Sind Sie denn sicher, Mr. Sinclair, daß Sie auch am Abend und in der Nacht bleiben wollen?«

»Nur, wenn Sie das förmliche Mr. Sinclair weglassen und John zu mir sagen. Denken Sie daran, daß wir Verbündete sind. Wir beide müssen zusammenhalten.«

»Gegen wen?«

»Denken Sie an die Vögel aus Ihren Träumen und auch an den, der Sie angegriffen hat.«

»Ja, das schon. Er ist stark, sehr stark. Sind Sie denn wohl stärker als er?«

»Das hoffe ich.«

»Haben Sie auch Waffen?«
»Verlassen Sie sich darauf, Helen.«
»Jetzt fällt mir nichts mehr ein, womit ich Sie quälen kann.«
»Ich hatte Ihnen einen Drink versprochen. Moment noch, ich hole ihn. Anschließend muß ich telefonieren.«
»Ja, tun Sie das«, erwiderte Helen schwach. Schwach und lethargisch saß sie auch in ihrem weichen Sessel.
Ich fand einen guten Whisky, verzichtete selbst allerdings auf einen Schluck, denn ich rechnete damit, daß noch einiges auf mich zukommen würde. Helen war dankbar, als ich ihr das Glas reichte.
Sie hielt es mit beiden Händen fest, schaute zu mir hoch und flüsterte: »Ich mache Ihnen nichts wie Ärger, John…«
»Der hält sich in Grenzen. Ich bin Schlimmeres gewohnt.«
»Das glaube ich nicht. Sie sagen das nur so.«
»Nein, wirklich nicht. Ich habe Ihnen ja von meiner Arbeit berichtet. Sie ist etwas außerhalb der Norm. Ich bin wirklich harte Dinge gewohnt, Helen.«
»Jetzt glaube ich Ihnen das. Andere wären bei meinem Anblick sicherlich durchgedreht.«
»Unterschätzen Sie die Menschen nicht. So schlimm haben Sie auch nicht ausgesehen. Sie sind eine hübsche Frau, Helen, trotz Ihrer kleinen Wunde.«
»Nein!« sagte sie hart und kippte sich den Whisky in den Rachen. Es war zu schnell gewesen, denn danach mußte sie husten.
Ich trat an die eckige Säule, auf der das Telefon stand, und rief im Büro an. Nicht Glenda, sondern Sir James, der sich überrascht gab, von mir angerufen zu werden, anstatt mich im Büro zu sehen. Deshalb fragte er auch: »Gibt es Probleme?«
»Ja.«
»Gut, ich höre.«
Ich legte die Karten offen. Helen konnte ruhig mithören. Möglicherweise gab ihr das sogar eine gewisse Sicherheit, denn die brauchte sie auch.
Sir James teilte meine Befürchtungen und sagte leise: »Das sieht nicht gut aus, John.«
»Stimmt.«
»Ist es erst der Anfang?«
»Ja.«
Ich blieb bewußt einsilbig, denn genaue Erklärungen und Vermutungen hätten Helen Kern nur noch mehr erschreckt. Sir James zog dann einen Bogen zu den Strigen und freute sich, daß ich ihm recht gab. Später kam ich auf Suko zu sprechen, der sich mit Sanders, das heißt, seiner Akte, beschäftigen wollte.
»Er hat noch nichts von sich hören lassen, John. So leid es mir tut.

Soll er Sie anrufen?«
»Das wäre gut. Er könnte auch hier in der Nähe bleiben. Ich denke da an eine Wache außerhalb des Hauses.«
»Ich sage es ihm.«
»Danke, Sir.«
»Und bitte, John, geben Sie acht. Ich habe den Eindruck, daß es noch hart werden kann.«
»Sie sprechen mir aus dem Herzen, Sir.« Mit diesen Worten legte ich den Hörer auf. Als ich mich umdrehte, schaute mich Helen an. Sie hielt das jetzt leere Glas in der Hand.
»Wer war es denn, John? Mit wem haben Sie telefoniert?«
»Mit meinem Chef.«
Sie erschrak. »Und was hat er gesagt?«
»Er ist voll und ganz einverstanden und hat mir die nötige Rückendeckung gegeben.«
Helen stellte das Glas weg und staunte. »Tatsächlich? Oder sagen Sie das nur so?«
»Nein, auf keinen Fall. Welchen Grund sollte ich denn haben, Sie zu belügen?«
»Ja, das stimmt.«
»Sehen Sie.«
Sie atmete tief aus, schaute gegen ihre Knie und murmelte: »Ich habe ja viel erlebt, ich habe Ihnen viel über mich erzählt. Das ist mir noch nie so passiert, aber ich stelle mir trotzdem die Frage, wie es jetzt weitergehen soll. Wissen Sie darauf eine Antwort?«
»Ja und nein.«
»Was meinen Sie?«
»Wir werden abwarten, was dieser Tag noch bringt. Und da vor allen Dingen der Abend und die Nacht.«
Helen Kern schauderte zusammen. »Genau davor habe ich Angst, John, furchtbare Angst…«
Ich konnte sie verstehen.

***

Es ist ja nicht so, daß der Geheimdienst eines Landes an einem bestimmten Punkt, in einem bestimmten, gut abgeschirmten Gebäude sitzt und damit basta, nein, man war schlau genug, um die einzelnen Bereiche auch zu verteilen, auch, um mögliche Feinde in die Irre zu führen, und so mußte Suko bis weit an den östlichen Stadtrand von London fahren, um an die Informationsquelle heranzukommen.
Er ärgerte sich darüber, denn ihm ging zuviel Zeit verloren. Trotz hochsommerlicher Temperaturen ballte sich in London der Verkehr, als hätte es alle Welt darauf abgesehen, gerade an diesem Tag London zu besuchen.

Das paßte ihm nicht in den Kram. Daran ändern konnte er nichts, und so quälte er sich weiter und übte sich in Geduld.

Sein Ziel war eine Bücherei. Sie lag in einer wenig belebten Straße und war in einem alten Haus untergebracht worden. Zur wuchtigen Eingangstür führte eine breite Treppe mit dunklen Eisengeländern hoch. Mitten auf der Treppe saßen zwei Kinder und aßen Eis. Dabei schien ihnen die Sonne in die Gesichter und ließ das Eis rasch schmelzen. Die Kinder schauten nicht auf, als Suko an ihnen vorbeiging, vor der Tür seine Schritte stoppte und auf einen metallenen Klingelknopf drückte.

Schräg über sich sah er etwas Rundes, Gläsernes in der Mauer, das nur mäßig versteckte Auge einer Überwachungskamera. Wahrscheinlich checkten sie ihn jetzt ab. Aus einem für ihn nicht sichtbaren Lautsprecher hörte er eine Stimme.

»Bitte treten Sie ein.«

Suko öffnete die Tür, die erstaunlicherweise nicht mehr verschlossen war.

Er gelangte in eine angenehm kühle Halle. Er sah eine Treppe als breites Halbrund in die Höhe führen, doch das interessierte ihn nicht, denn die Halle glich einem Büro, in dem sich drei Schreibtische an verschiedenen Stellen verteilten.

Hinter zweien von ihnen saßen Männer. Der dritte gehörte einer Frau, bei der ein Elternteil aus Asien stammte. Sie strich ihr lackschwarzes Haar zurück, lächelte Suko an und verwies ihn an den älteren der beiden Männer, einen Knaben, furztrocken wie ein Buchhalter, dazu sehr korrekt gekleidet und nicht einmal in dünnen Sommersachen.

Der Mann nickte Suko zu und setzte die Brille mit dem billigen Gestell auf. Dann strich er über seinen knochigen Nasenrücken und fragte gleichzeitig: »Sie sind dieser Inspektor, nicht wahr?«

»Ja, ich bin dieser Inspektor!« wiederholte Suko, gab seinen Ausweis ab, den der Furztrockene gründlich betrachtete und ihn dann wegschloß. Suko schaute mittlerweile hinüber zu den drei Monitoren, die friedlich nebeneinander standen und allesamt mit Druckern verbunden waren.

Der Trockene hieß Johnson. Er räusperte sich, um Suko auf sich aufmerksam zu machen. »Sie können die Akte Sanders einsehen, aber es ist Ihnen verboten, sie zu kopieren oder sie außer Haus zu schaffen. Haben Sie das verstanden?«

»Nein«, sagte Suko.

Johnson erblaßte.

»Geben Sie das Ding schon her. Sie tun ja, als wollten Sie das Königreich retten, Sie allein.«

»Jeder hat hier seine Aufgabe, Inspektor. Das sollten Sie sich mal

merken.«
»Ich weiß es.«
Er hörte, wie die Frau kicherte, aber verstummte, als Johnson ihr einen, scharfen Blick zuwarf.
Dann bekam Suko die Akte Sanders ausgehändigt und durfte sich damit gnädigerweise zurückziehen, allerdings blieb er unter der Kontrolle des Chefs hier, denn der Sessel, in den sich Suko setzte, stand in Johnsons Blickrichtung.
Er schlug die Akte auf.
Sie war schon älter und schien muffig zu riechen.
Zuerst durchsuchte er die persönlichen Daten des Mannes. Sehr schnell blätterte er weiter. Sanders war ein Hundesohn gewesen, der tatsächlich für zwei Seiten gearbeitet hatte. Aber letztendlich mehr für die Engländer, die ihn deshalb nicht auf die schwarze Liste gesetzt hatten.
Sie hatten ihn sogar unterstützt, denn vor einigen Jahren war er zur Kur gewesen.
Darüber stolperte Suko. Er kannte sich zwar mit den Lebensläufen von Agenten nicht aus, aber eine Kur gehörte wohl nicht zu den Dingen, die an der Tagesordnung waren.
Drei Monate hatte die Kur gedauert. Es war kein ausländisches Sanatorium gewesen, sondern eines im Lande, südlich von London in Sichtweite der Küste, wo die Landschaft noch in Ordnung war.
Es war nicht beschrieben, an welcher Krankheit der Agent gelitten hatte, was Suko etwas störte, denn darüber wollte er mehr wissen. Er erfuhr es auch auf den nächsten Seiten nicht, klappte die Akte dann zusammen und stand auf.
Johnson schaute ihm entgegen. »Sind Sie schon fertig?« fragte er.
Suko legte ihm die Akte auf den Schreibtisch. »Ja, Mister, das war alles.«
»Dann hoffe ich, daß Sie zufrieden waren.«
»Überhaupt nicht.«
Johnson, der die Akte hatte an sich nehmen wollen, zog seine Hand wieder zurück. »Was hat Ihnen denn nicht gefallen?«
»Es war nur wenig informativ.«
»Dafür kann ich nichts.«
»Das glaube ich Ihnen sogar. Sie wissen auch nicht, weshalb Sanders dieses Sanatorium besucht hat?«
»Nein.«
»Wollte er Ruhe haben?«
»Kann sein.«
»Aber der Staat hat es bezahlt.«
»Ich bin nicht dessen Rechnungsprüfer. Wenn er es für richtig gehalten hat, daß Sanders diese Kur zustand, dann ist die Sache für

uns erledigt. Das sollte Sie auch für Sie sein.«

»Würden Sie *mir* die Entscheidung darüber überlassen, was richtig ist und was nicht?«

Johnson schaute auf die Uhr. »Ich kann nichts mehr für Sie tun. Außerdem haben wir jetzt Mittagspause.«

»Haben Sie sich die denn verdient?« fragte er.

»Wie meinen Sie?«

Der Inspektor winkte ab. »Schon gut, Meister der Akten. Schönen Tag noch.« Er winkte den anderen beiden Mitarbeitern zu und verließ den großen Raum.

Er hatte die Tür kaum aufgezogen, als er hinter sich die Stimme der Eurasierin hörte. »Bitte, Mister, lassen Sie offen.«

Er drehte sich um. Die Kleine hetzte heran. Sie trug ein Sommerkleid aus buntem Stoff und Leggins darunter.

»Bitte, Madam.«

Neben Suko huschte sie aus der Tür und sagte, ohne stehenzubleiben: »Wir sollten uns über Sanders unterhalten. Ungefähr hundert Yards von hier gibt es eine kleine Kneipe mit Biergarten. Wir treffen uns dort, wenn Sie wollen.«

Dann war sie weg, und Suko sah den Erfolgshimmel jetzt wieder etwas blauer.

Suko war gespannt, welche Informationen er wohl von seiner neuen Bekannten erhalten würde. Sie hatte ziemlich geheimnisvoll getan. Ob mehr dahintersteckte, würde sich noch herausstellen. Die junge Frau saß an einem der Tische im Schatten einer Linde. Sie winkte, als Suko den Zuweg betrat.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier draußen besser«, begrüßte sie ihn lächelnd.

»Mir schon. Aber macht es Ihnen nichts aus, wenn wir zusammen gesehen werden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Keiner meiner Kollegen geht hier am Mittag her, um zu essen. Die sind viel zu verknöchert.«

Suko drehte den weiß angestrichenen Stuhl herum. Er setzte sich so hin, daß er die Eurasierin anschauen konnte. »Sie scheinen da die Blüte inmitten eines verfaulten Gartens zu sein«, sagte er lächelnd.

»Herrlich!« jubelte sie. »Welch ein Kompliment. Aber Sie haben recht, Inspektor.«

»Ich heiße Suko.«

»Und ich Valery.«

Sie hatte schon etwas bestellt, der Ober brachte eine Schale mit bunten Sommersalaten. Sie waren dekoriert worden mit blauschwarzen Oliven. Suko bestellte das gleiche und ein Wasser dazu. Das war bei diesem schwülwarmen Wetter das beste.

Auch sein Salat kam sehr schnell.

Man wußte wohl, was die Gäste gern aßen und hatte die entsprechenden Vorbereitungen getroffen.

Sie aßen, tranken, sprachen über alles mögliche, nur nicht über ein bestimmtes Thema. Suko empfand es als wunderbar, in einem schattigen Garten zu sitzen, zudem in einer derartig angenehmen Begleitung. Schließlich legte Valery das Besteck zur Seite. Über den Teller hinweg lächelte sie Suko zu. »Die Neugierde steht Ihnen ins Gesicht geschrieben«, sagte sie.

Er hob die Schultern. »Da ich mich selbst nicht sehe, muß ich Ihnen glauben.«

Sie trank Wasser und fuhr mit der Zungenspitze über den Glasrand hinweg. »Was wollten Sie von Sanders?«

»Er ist tot.«

Sie saß starr. Sekundenlang dachte sie nur nach, dann stellte sie sehr langsam das Glas auf den Tisch. »Tot also«, murmelte sie und räusperte sich. »Wie kam er ums Leben?«

»Durch Gewalt.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Sanders wurde erschossen.«

Valery schwieg. Nach einer Pause sagte sie: »Das habe ich mir irgendwie gedacht. Ich sah es gewissermaßen kommen.«

»Das muß einen Grund gehabt haben.«

»Hatte es auch, Suko, hatte es. Daß Sanders gewaltsam ums Leben gekommen ist, damit mußte man rechnen. Vor allen Dingen Typen, die in diesem Job arbeiten. Darf ich trotzdem fragen, was Sie mit diesem Mann zu tun gehabt haben?«

»Er wollte uns etwas mitteilen.«

»Was?«

»Das weiß ich nicht. Bevor es dazu kam wurde er getötet. Und sein Mörder lebt auch nicht mehr, aber das nur am Rande. Wir stehen ziemlich auf dem Schlauch, wenn ich ehrlich sein soll. Bei Sanders fehlt uns einfach der Hintergrund.«

Valery nickte. »Das kann ich sogar verstehen. Sanders und andere sind geheimnisvolle Typen, die in Jobs arbeiten, die normalerweise nicht ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt werden. Sanders arbeitete für uns, aber auch für andere. Er war ein Doppelagent.«

»Ist mir bekannt.«

»Und er hat sich zwischendurch für zwei Monate verabschiedet, um zu kuren.«

Suko nickte.

»Er kam dann zurück«, berichtete Valery weiter. »Ein- oder zweimal habe ich ihn gesehen. Er versuchte immer, bei mir zu landen, denn unsere Dienststelle war für ihn so etwas wie eine Kontaktadresse. Da er sich näher mit mir beschäftigen wollte und ich mich zwangsläufig

dann auch näher mit ihm, lernte ich ihn besser kennen.«
»Wie gut?«
»Nicht so, wie Sie vielleicht denken, aber mir fiel doch auf, daß er sich verändert hatte. Bestimmt nicht zum Positiven hin. Er war fahrig geworden, sehr nervös, und ich hatte sogar den Eindruck, als würde er an Verfolgungswahn leiden.«
»Angst?«
»Bestimmt.«
»Vor wem?«
Valery lehnte sich zurück und schob dabei den Teller zur Tischmitte. »Sehen Sie, Suko, das weiß ich eben nicht. Ich habe keine Ahnung. Mir ist nicht bekannt, vor wem er Angst gehabt haben könnte. Aber sie war vorhanden, das weiß ich.«
»Es hing mit der Kur zusammen, die hinter ihm lag.«
»Sicher. Womit sonst.«
Suko überlegte. »Sie wissen natürlich, wo er sich erholt hat, nicht wahr?«
»Auf der HF.«
»Wie bitte?«
Sie lachte. »Sorry, ich vergaß, daß Sie nicht zu den Eingeweihten zählen. Dieses HF bedeutete Health Farm, eine Gesundheitsoase mit sehr gutem Ruf.«
»Wo finde ich die Farm?«
Die schöne Eurasierin schüttelte den Kopf. »Leider nirgendwo mehr, Inspektor. Sie ist geschlossen, dicht. Man hat nicht mehr gewollt.«
»Warum?«
»Keine Ahnung.«
»Seit wann?«
»Lange ist es noch nicht her. Vielleicht einen Monat, aber die Gründe kann ich Ihnen nicht nennen. Sanders war einer der letzten Patienten, die dort gekurt haben.«
Suko dachte nach. »Und Sie sind noch immer davon überzeugt, daß er sich nach dem Aufenthalt so verändert gezeigt hat?«
»Das bin ich.«
»Sie haben ihn gefragt?«
»Versucht, es zu tun!«
»Und?«
Valery hob die Schultern. »Nichts zu machen. Er ist niemals konkret geworden.«
»Warum nicht?«
Sie runzelte die Stirn und hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht sagen, Inspektor. Ich habe keine Ahnung. Er hat sich bewußt zurückgehalten.«
»Auch keine Andeutungen?«

»Das ja, und deshalb habe ich mich mit Ihnen ja getroffen, Inspektor. Sanders sprach davon, daß alles zusammengebrochen sei, der gesamte Ostblock und damit auch gewisse Stützpunkte.«

Suko lächelte. »Na - so rätselhaft waren seine Erklärungen doch auch nicht - oder?«

»Stimmt, nicht für mich. Ich bin davon ausgegangen, daß diese Klinik zwei Funktionen hatte. Zum einen konnte man dort tatsächlich kuren, zum anderen ist sie ein regelrechtes Agentennest gewesen, und zwar nicht für unsere Leute.«

Suko nickte. »Das genau konnte man daraus schließen. Ich habe ähnlich gedacht.«

»Wahrscheinlich wollte Sanders deshalb mit Ihnen sprechen. Mit einem Fremden, dem er vertraute, denn unseren Leuten schien er skeptisch gegenüberzustehen.«

Suko hörte sich an, was die Frau zu sagen hatte und schaute schräg gegen das Blätterdach des Baumes. Es filterte einen Großteil des einfallenden Lichts und zauberte auf den Boden regelrechte Schattenfiguren.

Valery konnte recht haben, sie mußte es aber nicht. Suko ging nach einigem Überlegen davon aus, daß die Dinge so einfach nicht lagen. Da mußte schon etwas mehr passiert sein als das Auftauchen ausländischer Agenten in der Klinik. Wenn er sich nicht sehr irrte, mußte sie ein schreckliches Geheimnis verborgen gehabt haben, und darum war es Sanders wahrscheinlich gegangen. Aber mit Valery redete er nicht darüber. Er wollte seine Informantin nicht unnötig beunruhigen.

»So nachdenklich?« fragte sie und goß den Rest des Wassers aus der Flasche ins Glas.

»Ja.«

»Daran trage ich die Schuld.«

»Stimmt.«

Sie hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Ich habe Ihnen nur das mitgeteilt, was ich denke. Wenn Sie mir weitere Fragen stellen, die tiefer gehen, muß ich passen. Ich kann einfach nichts mehr machen, denn ich gehöre nicht zu den Eingeweihten.«

»Sie haben mir trotzdem viel geholfen.«

Valery winkte ab und lachte auf. »Hören Sie, Suko, das sagt man so leicht. Aber ich glaube nicht, daß…«

»Es ist keine Floskel. Sie müssen sich vorstellen, daß ich mich zwar um Sanders gekümmert habe, aber ich drang nicht tiefer. Ich konnte nicht hinter seine Fassade schauen.«

»Das schaffte niemand.«

»Jedenfalls ist er tot.«

Valery legte den Kopf schief und schaute Suko von der Seite her an.

»Kann sein Ableben etwas mit den Vorgängen um die Klinik herum zu tun gehabt haben?«

»Ich kenne keine Vorgänge.«

»Nehmen wir mal an, es gäbe sie.«

»Das ist möglich. Sanders hat sich meiner Ansicht nach einfach übernommen.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Er war mir nie sympathisch. Er war wie ein Chamäleon, er konnte sich hervorragend anpassen und gewissen Leuten nach dem Mund reden.«

»Wer für zwei Seiten arbeitet, muß sich eben etwas einfallen lassen«, bemerkte Suko.

»Stimmt.«

»Sie nehmen es so einfach hin. War es Ihnen bekannt?«

»Es gab Gerüchte«, wich sie aus. Rasch warf sie einen Blick auf ihre Uhr. »Ich denke, daß ich mich jetzt von Ihnen verabschieden muß, Suko. Meine Pause ist vorbei.« Sie wollte dem Kellner zuwinken, aber Suko übernahm die Rechnung.

Zusammen mit Valery erhob er sich, bedankte sich für die Auskünfte und das Essen und reichte ihr über den Tisch weg die Hand. »Vielleicht sehen wir uns noch einmal.«

»Würde mich freuen.« Sie rückte den Stuhl an den Tisch und ging winkend davon.

Suko nahm wieder Platz. Er schaute auf die Flasche. Sie war noch zur Hälfte gefüllt. Dann ließ er seinen Blick gegen die Bäume gleiten. Er wollte noch einmal über gewisse Probleme nachdenken, bei denen Sanders im Mittelpunkt stand.

Suko wurde den Eindruck nicht los, daß er in ein Wespennest gestochen hatte, aus dem sich die Wespen leider schon zurückgezogen hatten. Sie jetzt wieder einzufangen, um ihren Weg rückwärts zu verfolgen, das würde verdammt schwierig werden.

Er hoffte nur, daß sein Freund John Sinclair mehr Erfolg gehabt hatte. Am Nebentisch wurde Eis serviert. Es sah wunderbar aus, und Suko gönnte sich auch eine Portion. Den zu Dekorationszwecken in einer Kugel steckenden Regenschirm zog er hervor und schenkte ihn einem kleinen Mädchen, das zusammen mit seinen Eltern ebenfalls eine Pause eingelegt hatte. Die Kleine freute sich darüber.

Suko aß und dachte nach. Er mußte auf der Spur dieses Mannes bleiben. Er würde sich auch die Klinik noch einmal ansehen, obwohl er schon jetzt an einem Erfolg zweifelte, weil man sie geschlossen hatte.

Wie sollte er sonst weiterkommen?

Als er auf die Uhr schaute, stellte er fest, daß er länger als eine Stunde in dem Garten gesessen hatte.

Die Zeit hatte ihm gutgetan, denn er fühlte sich entspannt. Er hätte

es hier auch noch länger aushalten können, aber die Pflicht rief.

Deshalb zahlte er ungern und ging zu seinem Wagen zurück, der nahe der Bücherei parkte.

Es war noch wärmer geworden. Die Sonne knallte wieder vom Himmel, als wollte sie alles verbrennen. Suko war froh, daß sein BMW mit einer Klimaanlage ausgerüstet war. Sie brachte doch sehr schnell eine gewisse Kühle.

Vom Wagen aus rief er im Büro an. Sir James konnte er nicht erreichen, dafür aber Glenda.

»Hast du etwas von John gehört?«

»Nein, ich nicht«, erwiderte sie spitz. »Anscheinend gefällt es ihm bei dieser Dame sehr gut.«

Suko mußte lachen. »Immer noch eifersüchtig?«

»Hör auf, Mann!«

»Okay, ich komme zurück ins Büro. Kannst du mir sagen, wo sich Sir James aufhält.«

»In einer Besprechung. Bitte nur stören, wenn es sehr drängt. Das hat er mir gesagt.«

»So sehr eilt es nicht. Ich sehe dich dann im Büro und bin schon unterwegs.«

Suko ließ den Motor an. Er warf der seltsamen Bücherei noch einen Blick zu. Kein Uneingeweihter konnte vermuten, daß sich hinter dieser Fassade ein Stützpunkt des Geheimdienstes verbarg. Es gefiel Suko nicht, daß die Spuren auch dort zusammenliefen, denn mit diesen Leuten hatte er wenig gute Erfahrungen gemacht.

So war das Leben nun mal. Man konnte es sich leider nicht aussuchen. Er schaute auf die Uhr und stellte fest, daß er ziemlich viel Zeit vertrödelt hatte. Jetzt noch den Rückweg zur Hauptverkehrszeit, das machte so richtig Spaß.

Suko knirschte mit den Zähnen…

***

Ich hatte versucht, Helen Kern aufzuheitern, es war mir leider nicht gelungen. Immer wieder verfiel sie in lange Minuten des Schweigens, in denen sie die Umwelt vergessen hatte. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich dabei. Sie schien sich nach innen zurückzuziehen, als gäbe es dort eine Welt, in der sie sich wohl fühlte. Ihre Augen wurden dunkler und zogen sich tiefer in die Höhlen zurück.

Manchmal schienen Schatten ihr Gesicht älter zu machen, hin und wieder zuckte auch der Mund, ohne daß sie jedoch ein Wort sagte. Sie hatte sich kleiner gemacht und die Arme eng an den Körper angelegt.

Ich dachte daran, daß sich diese Frau immer weiter von mir entfernte, obgleich sie auf ihrem Platz sitzenblieb. Sie baute eine Distanz zu mir auf, schaute mich hin und wieder an, ohne mich

allerdings sehen zu können.

Ich beobachtete Helen Kern und konzentrierte mich auch auf ihre rechte Wange, wo die Wunde noch immer unter dem Pflaster verdeckt war. Die Verfärbung der Haut war nicht weiter fortgeschritten, und ich hoffte stark, daß wir den Höhepunkt erreicht hatten. Sicher sein konnte ich mir nicht.

Die Zeit verging rasch. Ich merkte es an der Wanderung der Sonne, die sich in westliche Richtung bewegte. Wir saßen bereits im Schatten, ein anderer Teil des Zimmers war lichtdurchflutet.

»Geht es Ihnen gut, Helen?« fragte ich.

Schweigen.

»Geht es Ihnen gut?«

Sie schwieg auch jetzt.

Ich wußte nicht, wie ich sie aus ihrer Starre hervorholen sollte. Nur zu gern hätte ich ihre Gedankengänge verfolgt. Meiner Ansicht nach mußte sie sich in einer fremden Welt befinden, die nur für sie sichtbar war. Auf ihrer Oberlippe glänzte ein dünner Schweißfilm. Tropfen reihte sich an Tropfen. Sie wischte ihn nicht weg.

Dann bewegte sie sich plötzlich. Es waren keine normalen Bewegungen. Sie schien sich zu kratzen.

War sie erwacht?

Ja, sie schaute mich an. Ein tiefer, langer Blick aus dunklen Augen traf mich.

Ich lächelte.

Helen gab das Lächeln nicht zurück.

Ein Teil ihres Ichs befand sich noch in der anderen Welt.

»Geht es Ihnen gut?« wiederholte ich meine Frage.

Sie stand auf.

Ich blieb sitzen. Mit ungelenken Bewegungen ging sie durch das Zimmer, dabei wurde sie von mir beobachtet. Sie betrat das kleine Bad, schloß die Tür nicht hinter sich zu. Ich hörte das Rauschen des Wassers und wartete ab.

Schon sehr bald kehrte Helen zurück. In einer ziemlich großen Distanz zu mir blieb sie stehen. An ihrem Haaransatz über der Stirn schimmerten noch Wassertropfen. »Ich bin müde«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich bin sehr müde.«

»Das kann ich verstehen.«

»Haben Sie etwas dagegen, daß ich mich hinlege?«

»Hier und jetzt?«

»Nein, nicht hier. Ich möchte nach oben ins Schlafzimmer, wo mein Bett steht.«

»Sie sind die Hausherrin, und ich kann Ihnen dabei keine Vorschriften machen.«

»Ja, das stimmt. Aber ich meine, werden Sie noch bei mir bleiben?

Hier in der Wohnung?«
»Das hatte ich Ihnen versprochen, Helen.«
»Sie warten hier unten?«
»Keine Sorge, ich werde Sie nicht enttäuschen.«
»Danke«, flüsterte sie. Dann strich sie durch ihr Haar. »Es ist spröde«, sagte sie leise. »Es ist so spröde, John. Ich weiß auch nicht, was da passiert ist. Es fühlt sich an wie trockenes Gras, es hat sich verändert - komisch.«
Ich wollte ihr beistehen und sagte: »Vielleicht bilden Sie sich das auch nur ein.«
»Auf keinen Fall. Ich kenne doch mein Haar« Ihre Lippen zuckten, dann wischte sie über die schweißnasse Stirn. »Es ist sowieso alles anders geworden, John. Ich habe mich verändert, mein Leben hat sich verändert…«
»Was macht die Wunde?« fragte ich.
Damit hatte ich sie auf ein Thema gebracht. Sie hob den rechten Arm und tippte mit der Spitze des Zeigefingers gegen das Pflaster. »Ich spüre sie noch, John. Sie ist da, sie lebt auch, in ihr ist etwas, das ich nicht erklären kann. Sie zuckt und ›tuckert‹.«
»Wie wäre es denn, wenn wir sie von einem Arzt untersuchen ließen, Helen?«
Hastig trat sie einen Schritt zurück. Sie sah aus, als hätte ich ihr etwas Schlimmes gesagt. »Kein Arzt, um Himmels willen, keinen Arzt. Das ist allein meine Sache.«
»Er könnte dafür sorgen, daß zumindest die Schmerzen gelindert werden.«
»Ich habe keine Schmerzen«, erwiderte sie schnell. »Nein, ich spüre sie nicht.«
»Vorhin sagten Sie etwas anderes.«
»Aber das sind keine Schmerzen. Nicht in dem Sinne.« Bei Helen nahm die Nervosität zu. Sie stand zwar auf dem Fleck, bewegte sich trotzdem, rieb die Hände gegeneinander.
Mir war klar, daß mit Helen etwas passierte. Ich hätte ihr auch gern geholfen, wußte jedoch gleichzeitig, daß ich auf erheblichen Widerstand stoßen würde. Deshalb ließ ich sie in Ruhe und sagte nur:
»Sie müssen es wissen. Wenn Sie jedoch Hilfe brauchen, Sie wissen, wo Sie mich finden können.«
»Natürlich. Bleiben Sie hier unten?«
»Ja.«
»Ich bin dann oben«, erklärte sie stockend und kratzte sich dabei am Rücken. Die Haut schien zu jucken, was mich wiederum mißtrauisch machte. Möglicherweise hatte ihr mein Blick nicht gefallen, denn plötzlich hörte sie auf, sich zu kratzen. Noch einmal nickte sie mir zu, dann verließ sie beinahe fluchtartig den Raum und rannte die Treppe

hoch. Mein ungutes Gefühl verstärkte sich, als die Schritte verklangen.
Dann knallte sie die Tür zum Schlafraum zu.
Ich war allein.
Wieder dachte ich an die Wunde und auch darüber nach, wie Helen dazu gekommen war. Ein Vogel hatte sie angegriffen. Wer es gewesen war, hatte sie mir nicht sagen können, doch ich ging noch immer davon aus, daß es sich dabei um eine Strige gehandelt hatte.
Strigen waren Eulen, sie waren nicht eben klein, und sie standen unter einem dämonischen Einfluß.
Sollte dies der Fall gewesen sein, so gefiel mir einiges nicht daran. Ich wußte erstens nicht, woher dieser Vogel so plötzlich gekommen war. Und ich mußte zweitens damit rechnen, daß er nicht allein war. Das wiederum ließ meine Laune nicht gerade steigen.
Was hatte ich denn in der Hand?
Es gab drei Fixpunkte. Zum einen Sanders, mit dem alles begonnen hatte, zum anderen Helen Kern, und zum dritten die geheimnisvolle Strige oder nur der Vogel.
Diese drei Tatsachen bildeten die Enden des Dreiecks, in dem ich mich bewegte. Nein, nicht nur ich. Es gab noch Suko, der sich um Sanders hatte kümmern wollen.
Eigentlich hätte er mich schon anrufen müssen, denn so lange konnte es doch nicht dauern.
Das Telefon »strahlte« mich beinahe an. Ich stellte mich neben die Säule und wählte die Nummer unseres Büros. Nicht Suko bekam ich an die Strippe, sondern Glenda Perkins, die mich sofort fragte, wie ich mit Helen Kern zurechtkam.
»Sie ist schon ins Schlafzimmer gegangen.«
Glenda atmete scharf und fauchte dann. »Wann wirst du ihr denn folgen?«
»Kann ich dir nicht sagen. Aber Spaß beiseite und deine komische Eifersucht auch. Ist Suko schon da?«
Glenda brummelte etwas, das ich nicht verstand, und sagte plötzlich: »Moment, da kommt jemand.«
Es war Suko, denn kurze Zeit später hörte ich seine Stimme, die nicht gerade fröhlich klang.
»Arger?« fragte ich sofort.
»Und wie!«
»Welchen?«
»Stau. Meinetwegen auch Berufsverkehr. Himmel, das war wieder eine Reise! Allmählich fange ich an, die Stadt zu hassen und meine Klimaanlage zu lieben.«
»Wenn du das alles beiseite läßt, hast du denn in unserem Fall auch etwas erreicht?«
»Teils, teils…«

»Dann laß hören.«
Suko gab mir einen knappen, aber sehr guten Bericht und vergaß auch nicht, die Eurasierin zu erwähnen, die ihm doch einige Informationen hatte zukommen lassen. Ich war natürlich ganz Ohr und noch mehr, als ich von diesem Sanatorium erfuhr, denn dort hatte sich Helen Kern ebenfalls aufgehalten.
Als Suko dies erfuhr, lachte er auf. »Das ist doch eine Verbindung zu Sanders.«
»Klar, das ist sie. Und weiter?«
»Ganz einfach, John. Helen Kern arbeitete auch als Agentin, nehme ich mal an.«
»Sie hat einen gutbezahlten Job in der Werbung.«
»Schließt das eine das andere aus?«
»Ja, meine ich, denn die Dinge liegen komplizierter, als sie jetzt aussehen.«
»Klär mich auf.«
Das tat ich gern. Sukos langem Schweigen zwischendurch entnahm ich, daß er sehr überrascht war.
Und als ich dann die Strigen erwähnte, stöhnte er leise auf.
»Es ist doch nur ein Verdacht - oder?«
»Bisher schon.«
»Dann können es auch andere Vögel gewesen sein.«
Ich wechselte den Hörer in die rechte Hand. »Können, müssen aber nicht. Kennst du denn welche?«
»Nein.«
»Solange wir nicht den gegenteiligen Beweis bekommen, gehe ich davon aus, daß es die Strigen sind.«
»Gut. Wie du meinst John. Ich bin eigentlich fertig und könnte mich bei dir reinhängen.«
»Darum habe ich dich bitten wollen.«
»Wunderbar. Wie soll das im einzelnen aussehen?«
»Du bist hier und läßt dich trotzdem nicht blicken. Ich möchte, daß du im Garten wartest oder in der Nähe, damit du das Haus und die Wohnung hier im Auge behalten kannst.«
Suko war nicht begeistert. »Das hört sich nach Langeweile an.«
»Kann sich aber schnell ändern.«
»Ich will es hoffen. Hast du dir eine Uhrzeit vorgestellt, wann ich bei dir sein soll?«
»Nein.«
»Dann warte ich noch etwas. Ich habe mich durch den Verkehr gequält und bin fast irre geworden. Den Leuten scheint die Hitze nicht zu bekommen. Manche sind durchgedreht und haben sich benommen, das kannst du dir nicht vorstellen.«
»Gut, dann komm, wann du willst. Und bestell Glenda noch einen

besonderen Gruß von mir.«
»Wieso?«
»Sie weiß schon Bescheid.«
Ich legte den Hörer wieder hin. Von meiner Seite war alles geregelt. Jetzt war ich gespannt, wie es weitergehen würde…

***

Weg! Weg von ihm! Nur hinein in das Zimmer und dort allein sein. Die Ruhe haben. Nichts mehr sehen und hören, nur noch allein sein. Das war es, was für Helen zählte.

Sie war die Stufen so schnell hochgelaufen, daß sie jetzt außer Atem war. Blitzschnell öffnete sie die Tür, stürzte ins Zimmer und warf dabei die Tür zu. Sie schloß auch ab. Das mußte sie tun. Irgend jemand befahl es ihr. Eine innere Stimme in ihrem Körper. Helen konnte nicht mehr so tun, als wäre nichts gewesen. Nicht nach den Vorkommnissen der letzten Nacht und denen des Tages.

Alles war anders geworden - alles…

Und es hing nicht allein mit ihrer Wunde zusammen, aus der die drei Federn gewachsen waren, hinzu war noch etwas anderes gekommen, das sie erst jetzt so richtig spürte.

Sie veränderte sich.

Nicht vom Aussehen her, sondern rein innerlich. Da steckte etwas in ihr, das sie nicht erklären konnte, sondern nur spürte. Es kribbelte, es bewegte sich, es rumorte und tanzte durch ihre Adern und sorgte eben für diesen Juckreiz.

Unten im Wohnraum hatte sie sich gerade noch beherrschen können. Sie hatte diesem Polizisten nicht gezeigt, wie es tatsächlich um sie stand, er hätte sie dann sicherlich nicht gehen lassen, aber sie wollte einfach allein sein, um sich mit ihrer neuen Lage anfreunden zu können. Für Helen stand fest, daß ihre Schicksalskurve einen scharfen Bogen geschlagen hatte und nun in eine völlig andere Richtung weiterführte. Wo diese endete? Helen wußte es nicht. Sie konnte sich nichts ausrechnen, es gab überhaupt keine Orientierungspunkte für sie, alles war so anders geworden, und der Drang, zum Fenster zu gehen, wurde übermächtig in ihr.

Sie blieb vor der Scheibe stehen.

Das reichte ihr auch nicht.

Mit einer Hand umklammerte sie den mit Kunststoff verkleideten Griff. Heftig drehte sie ihn nach rechts. Als er waagerecht stand, konnte sie das Fenster aufziehen.

Der Schwall an feuchtwarmer Luft erwischte sie. Die Sonne schien nicht mehr gegen das Fenster, sie kroch bereits auf den Westen zu, wo sie damit anfing, den Himmel zu färben und sie selbst das Aussehen einer reifen Orange annahm.

Die Umgebung des Hauses war seltsam geworden. Still und doch irgendwo laut. Es mochte daran liegen, daß so gut wie kein Wind wehte. Die Blätter an den Bäumen hingen wie traurige Lappen nach unten.

Motorengeräusche der anfahrenden Wagen. Stimmen der Nachbarn. Irgendwo hatte jemand den Grill vorbereitet. Der scharfe Geruch zog auch vor ihrer Nase her.

Sie fror plötzlich.

Nein, es war kein Frieren. Es war der Juckreiz auf ihrem Körper, der sich immer mehr verstärkte und schließlich von den Zehen bis hin zur Stirn ausbreitete.

Helen verzog das Gesicht. Sie hatte den Mund gespitzt, und kleine Speichelbläschen zerplatzten auf ihren Lippen. Unwohl fühlte sie sich, und trotzdem war es nicht so schlimm, wie sie es sich eigentlich vorgestellt hatte.

Als sie einen Nachbarn sah, zog sie sich vom Fenster zurück, ließ es aber offen.

Sie drehte sich und starrte auf das Bett. Ruhig konnte sie nicht mehr stehenbleiben. Immer wieder juckte und scheuerte es auf ihrer Haut. Sie fühlte sich unwohl und stellte auch fest, daß sich unter dem Pflaster etwas verändert hatte.

Da juckte es ebenfalls. Es war ein beinahe süßer Schmerz, der sich ausbreitete, und Helen hatte den Eindruck, als wäre die Wunde dabei, sich zu vergrößern.

Unmöglich jedenfalls war es nicht.

Sie schloß für einen Moment die Augen, um sich ganz auf sich selbst zu konzentrieren.

Unzählige Ameisen liefen über ihre Haut, bissen sie, verspritzten ihre Säure. Immer mehr störte Helen die Hose und das T-Shirt. Sie wollte es sich vom Leibe reißen und wegschleudern. Dann war sie nackt, dann ging es ihr besser, aber zuvor mußte sie noch einen Blick in den Spiegel werfen.

Wieder betrat sie das Bad.

Sofort drehte sie ihr Gesicht dem großen Wandspiegel zu. Das Pflaster war einfach nicht zu übersehen, die beiden Teile klebten dicht zusammen. Was sich jedoch darunter befand, konnte sie nur spüren. Da war es wieder, dieses lange Ziehen, als wären zahlreiche Finger dabei, an dieser Stelle herumzuzupfen.

Helen stemmte sich auf das Waschbecken. Die Haut um das Pflaster herum hatte sich tatsächlich stärker verfärbt. Sie war dunkel geworden. Sehr vorsichtig berührte Helen die dünne Oberfläche und setzte dann einen leichten Druck ein.

Augenblicklich starrte sie unbeweglich.

Was sie da hörte, war nicht zu fassen.

Etwas hatte geknackt. Als wären nur haargroße Knochen zerbrochen.

Sie schüttelte sich und war nicht fähig, darüber nachzudenken. Helen konnte sich einfach nicht vorstellen, was das gewesen sein sollte. Blut oder Adern sicherlich nicht, dafür konnte es einfach keine Erklärung geben. Das war ihr einfach unheimlich, und ein eisiges Frösteln floß über ihren Rücken.

Halb geöffnet war ihr Mund. Der Atem drang daraus hervor wie zischender Dampf aus einem Kessel. Auch in und in der Nähe der Wunde tuckerte es. Diese Stiche breiteten sich aus und erreichten sogar ihr Auge.

Helen schaute hin.

Nur das rechte Auge sah sie, und plötzlich hatte sie den Eindruck, allmählich zu vereisen. Was sie da sah, das durfte, das konnte einfach nicht wahr sein.

Es gab das Auge zwar noch. Aber es gehörte nicht mehr ihr, es hatte sich verändert.

Die grüne Pupille war verschwunden und hatte einer anderen Platz geschaffen.

Diese wiederum war ebenfalls kreisrund und leuchtete ihr in einem kalten Gelb entgegen.

Helen wußte Bescheid.

Es war das Auge eines Vogels!

***

Diese Erkenntnis traf sie dermaßen stark, daß sie alles andere um sich herum vergaß. Sie spürte nicht einmal mehr das Kribbeln der Wunde und das Jucken auf ihrem Körper. Sie nahm auch nicht mehr den Rest ihres Gesichts bewußt wahr, nur das Auge stach ihr so hart und auch widerlich gelb entgegen.

Das war der Wahnsinn!

Ihr schossen zahlreiche Gedanken durch den Kopf, doch einer setzte sich dann fest.

Ich mutiere!

Ich werde zu einer anderen Person, zu einem anderen Wesen!

Ich werde zu einem Vogel!!???

Sie wollte es nicht wahrhaben, noch nicht, sie wollte es aus ihren Gedanken verbannen, trat einen kleinen Schritt zurück und sah ein, daß sie es nicht schaffte.

Es blieb dabei.

Furchtbar, grauenhaft…

Warum schreie ich denn nicht? Warum drehe ich denn hier nicht durch? Warum fange ich nicht an, den Spiegel und die anderen Gegenstände hier zu zertrümmern? Warum nicht?

Sie hämmerte sich die Fragen selbst ein, aber sie fand keine

konkreten Antworten. Eines aber setzte sich immer mehr in ihr fest. Sie hatte sich irgendwo mit ihrem Schicksal abgefunden. Sie würde nicht mehr die Kraft finden, dagegen anzukämpfen, und *möglicherweise* wollte sie dies auch gar nicht.

Entspannung, du mußt zusehen, daß dich eine Entspannung trifft, hämmerte sie sich ein. Du darfst nicht verrückt werden, du mußt ruhig bleiben und dich den Problemen stellen.

Sie entspannte sich tatsächlich, denn plötzlich fing es wieder an zu jucken. Es war schon ein böser Schmerz, der sich auf ihrem gesamten Körper ausbreitete, und Helen empfand ihre Kleidung wieder als störend.

Sie zog sich aus.

Nicht langsam wie sonst. Die Frau riß sich die einzelnen Kleidungsstücke vom Körper, als würde sie diese hassen. Wuchtig und wütend schleuderte sie das Zeug in die Ecke, wo es liegenblieb.

Nur den Slip trug sie noch. Den ließ sie auch an, der war so leicht, daß er sie nicht störte.

Dann schaute sie wieder hoch und betrachtete ihren fast nackten Körper im Spiegel.

Helen sah aus wie immer.

Zumindest auf den ersten Blick, was sich änderte, als sie sich wieder auf den Spiegel zubewegte. Da erkannte sie, daß ihre Haut doch eine andere Farbe angenommen hatte. Sie war nicht hell wie im Winter und hatte auch nicht mehr die sommerliche Bräune. Sie war ganz anders geworden. Nämlich grau…

Es begann an der Stirn und hörte erst dort auf, wo sich die Nägel auf den Zehen gebildet hatten.

Es war kaum zu fassen…

Sie schluckte, sie streckte die Zunge heraus und zeichnete die Lippen nach.

Ein feuchter Film blieb zurück, und sie hatte den Eindruck, als wäre der Speichel zu hellem Sirup geworden. Das Auge blieb knallgelb mit einem dunklen Punkt in der Mitte. Er kam ihr vor wie ein Computer-Chip, in dem das Böse als Information seinen Platz gefunden hatte.

Ein grauer Körper, eine graue Haut, als wäre sie von einem Pinsel bemalt worden.

Helen Kern winkelte die Arme an und drehte die Hände so, daß sie mit den Flächen über ihren Körper streicheln konnte. Sie wollte herausfinden, ob sich ihre Haut auch fühlbar verändert hatte.

Ja…?

Es war seltsam. Das war zwar ihre Haut, und es war sie wiederum nicht, obwohl sie noch von einem Schauer überrieselt wurde. Dabei fühlte sie noch etwas anderes.

Etwas Weiches, Dünnes, für das sie keine Erklärung hatte. Sie suchte

nach einem Vergleich, und da fiel ihr der Begriff *Samt* ein.

Ja, wie Samt war die Haut.

Helen schüttelte sich. Einen Arm hob sie an und hielt ihn dicht vor ihre Augen. Jetzt erst fiel ihr auf, daß sie mit dem veränderten Auge gar nicht so gut sehen konnte, wenigstens nicht in helles Licht hinein, deshalb konzentrierte sie sich bei der Beobachtung auf das linke Auge.

Erst aus der Nähe erkannte sie, was mit ihrer Haut geschehen war. Da hatte sich eine zweite gebildet, und sie war aus der ersten hervorgekrochen.

Der dünne Flaum, leicht wie Watte oder wie eine Feder. Beim letzten Vergleich hakte sie ein.

Feder?

Ja, Federn waren auch aus ihrer Wangenwunde gekrochen, die noch immer von den beiden Pflastern verdeckt war.

Helen Kern konnte nicht anders. Sie mußte das Zeug einfach abreißen, denn plötzlich störte es sie.

Es war für sie wie ein Akt der Befreiung, als sie die beiden Stücke von ihrer Wange abfetzte. Sie schaute nicht mehr zu, wie sie zu Boden wirbelten, ihr Blick war nur auf die rechte Wange gerichtet.

Da waren die Federn.

Nicht nur drei oder vier, sondern ein Busch, der sich nicht allein auf die Wunde konzentrierte, sondern durch einen gewaltigen Druck im selben Augenblick die gesamte Wange von innen her ausriß und dem gräulichgelb schimmerndem Gefieder somit freie Bahn gab…

***

Helen Kern lag auf dem Bett und atmete wie ein alter Mann, der völlig erschöpft war. Die keuchenden Geräusche füllten den Raum aus, sie schwangen wie Echos umher, sie wurden von Sekunde zu Sekunde lauter, weil sich Helen immer stärker bewegte, ihren Oberkörper hochschwang und wieder zurückdrückte.

Ihr Gesicht »brannte«.

Nein, nicht ihr gesamtes Gesicht, sondern nur die rechte Seite mit dem veränderten Auge und den zahlreichen aus der Haut gekrochenen Federn. Es war nicht das Brennen eines Feuers, sondern eher ein Gefühl, als wäre die Haut aufgescheuert worden. Als hätte jemand mit Schmirgelpapier ständig darüber gerieben, um sie bis zu den blanken Knochen hin aufzuschaben.

Was war das nur?

Ihre Gedanken jagten wild durch den Kopf. Sie stellte sich immer wieder die gleichen Fragen, obwohl dies einfach Unsinn war, denn die Antworten kannte sie im voraus.

Alles hatte mit dem verdammten Biß des Vogels begonnen. Es war der Beginn gewesen, der Tropfen, der immer mehr Nahrung

bekommen und sich zu einer Welle ausgebreitet hatte.

Ich bin zu einer anderen Person geworden! dachte sie. Nein, nicht zu einer Person, sondern zu einer Mutation, möglicherweise schon zu einem Monster.

Helen lag auf dem Rücken. Die Augen hielt sie offen, starrte gegen die Decke und stellte fest, daß sie mit dem nicht veränderten Auge besser und klarer schauen konnte als mit dem gelben.

Dunkel war es noch nicht geworden, obwohl sich die Sonne schon verabschiedet hatte. Es sickerte wenig Licht durch das Fenster, und wenn, dann war es längst nicht mehr so hell.

Aber sie konnte alles erkennen, obwohl manche Möbel schon erste Schatten warfen.

Wie ging es weiter?

Sie überlegte, aber die Gedanken wollten einfach nicht zur Ruhe kommen, denn da war noch etwas anderes, das sie sehr störte. Es hing nicht mit ihrem Gesicht zusammen, dafür mit dem Körper, denn dort breitete sich das Brennen und Jucken so stark aus, wie sie es zuvor noch nicht gespürt hatte.

Etwas veränderte sich…

Sie wußte noch nicht, was es war, aber es konzentrierte sich doch mehr auf die rechte, als auf die linke Seite. Und rechts hatte es auch im Gesicht angefangen.

Helen sah sich als innerlich so gefestigt an, daß sie eine Hand heben und nachfühlen konnte.

Pelz, Gefieder, aber keine Haut!

Sie strich hindurch, sie merkte, wie sich das Fremde in die Lücken zwischen ihre Finger drängte, wie es sich anfühlte, als hätten sich Samt und Gefieder miteinander vermischt.

Das gehörte nicht mehr zu einem Menschen. So fühlte es sich auch an, wenn sie über den Körper eines Vogels strich. Helen brauchte nicht zu einem Spiegel zu gehen, um es sich selbst zu beweisen.

Sie wußte auch so, daß sich die rechte Gesichtshälfte verwandelt hatte und jetzt im Aussehen der eines Vogels glich.

Ein großer Vogel hatte sie angegriffen und in ihre Wange hineingehackt. Mit einem Stück Fleisch war er wieder zurückgeflogen. Eine Beute, die sich im nachhinein für ihn bezahlt gemacht hatte, denn Helen war dabei, zu einer der ihren zu werden.

Mit den in den Pelz und Federn vergrabenen Fingern ließ sie die Hand liegen. Allmählich beruhigte sie sich. Sie hatte das Gefühl, als würde es im Zimmer immer dunkler.

Dann erlebte sie ein weiteres Phänomen. Sie konnte mit dem rechten Auge viel besser sehen als mit dem linken. Zumindest in der Dunkelheit.

Helen lächelte.

Ein Vogelauge. Gemacht für die Finsternis. Wie bei einem Uhu oder einer Eule.

Unruhe stieg in ihr hoch. Vielleicht hing es mit der einbrechenden Dämmerung zusammen, denn der Himmel war bereits von dicken, dunklen Wolken gezeichnet. Durch das offene Fenster drang ein entferntes Grummeln an ihre Ohren.

Ein Gewitter war im Anzug.

Sie bewegte ihre Hand vom Gesicht weg, erreichte den Hals und glitt auch darüber hinweg und spürte keine Veränderung. Ebenso an der Schulter, auch am Arm, der sich aber noch nicht in einen Flügel verwandelt hatte. Er war nur von diesem fremden Gefieder bedeckt. Sehr weiche Federn, die sich streicheln ließen und sie zu einem Lächeln zwangen. So schlecht fühlte sie sich nicht als Mittelding zwischen Mensch und Vogel.

Auch die Haut auf dem Bein war eine andere geworden. Sie glitt darüber hinweg und glaubte sogar, das leise Knistern der Federn zu hören. Helen zog das Bein an und berührte den Fuß.

Das gleiche.

Zehen mit Gefieder!

Sie setzte sich hin. Ruckartig stemmte sie sich im Bett hoch, schwang dann ihren Körper herum, damit sie die Füße neben dem Bett auf den Boden stemmen konnte.

So blieb sie erst einmal, schaute gegen das Fenster, das noch immer offenstand. Sie nahm den Geruch gegrillter Würstchen und von angebratenem Fleisch wahr, bewegte ihren Mund und stellte fest, daß die rechte Hälfte der Lippen nicht mehr so war, wie sie diese als Mensch in Erinnerung hatte.

Zwischen ihren Zähnen scheuerten die kleinen Federn. Es knackte, als sie einige Stiele durchbiß.

Helen Kern stand auf.

Schwindel überkam sie, oder war es etwas anderes, denn sie fühlte sich nach rechts gezogen, weil diese Seite schwerer war als die normal menschliche.

Deshalb ging sie auch rechtslastig, als sie sich dem Wandspiegel näherte und davor stehenblieb.

Helen sah sich.

Oder war sie das nicht?

Sie wußte es nicht mehr, denn sie schaute auf eine ihr bekannte und eine ihr gleichzeitig fremde Person.

Geteilt!

Halb Mensch, halb Vogel.

Aber ohne Flügel!

Was nicht war, konnte noch folgen, denn Helen mußte davon ausgehen, daß sich die Verwandlung noch nicht ihrem Ende zugeneigt

hatte. Eines aber war ihr klar.

So wie sie jetzt aussah, konnte sie sich nicht dem Mann zeigen, der eine Etage tiefer auf sie wartete.

Das war unmöglich. Mochte Sinclair auch noch so nett und liberal sein, ihre Verwandlung konnte er nicht so einfach hinnehmen. Hätte er das akzeptiert, wäre er schon ein Übermensch gewesen.

Welche Möglichkeiten gab es?

Helen schaute erst zur Tür, dann drehte sie ihren Kopf und blickte in die entgegengesetzte Richtung, wo das Fenster lag.

Ja, dort mußte sie raus!

Es war die einzige Chance. Sie mußte weg und alles, was ihr einmal lieb und teuer gewesen war, das mußte sie zurücklassen. Denn für sie hatte ab heute eine zweite Existenz begonnen.

Als sie diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, nickte sie sich im Spiegel selbst zu.

Bestätigt!

Kein Zurück mehr.

Nur nach vorn schauen. Sich treiben lassen. Vielleicht existierte ja jemand, der sie auffing.

Da klopfte es gegen die Tür.

Helen Kern versteifte.

Einen Augenblick später hörte sie Sinclairs Stimme, die nach ihr rief…

***

Schlief sie, schlief sie nicht?

Ich wußte es nicht und hatte das ungute Gefühl, etwas falsch gemacht oder übersehen zu haben.

Manchmal kam ich mir vor wie ein Anfänger, dann wieder beruhigte ich mich selbst, indem ich mir sagte, daß Helen viel durchgemacht hatte und es am besten war, wenn sie sich Ruhe gönnte.

Noch etwas störte mich.

Es war die Wunde, aus der die Federn gesprossen waren. Sie waren jetzt entfernt worden. Ich konnte mir aber auch vorstellen, daß dies erst der Anfang war, denn durch den Biß war in den Körper ein Keim gelegt worden, der sich auch weiter ausbreitete.

Einige Male hatte ich das Zimmer verlassen, war die Treppe hochgeschlichen und hatte an der Tür gelauscht.

Es war nichts zu hören gewesen. Helen schrie und tobte nicht, sie verhielt sich ruhig.

Ein Vorteil?

Ich konnte es nur hoffen, aber das Mißtrauen war einmal in mich hineingelegt worden wie ein Samenkorn, das immer mehr Dünger bekam und sehr schnell wuchs.

Ich mußte zu ihr.

Das Wetter hatte sich verändert. Es war kaum kühler geworden, obwohl ich die Sonne nicht mehr sah. Dafür hatte die Schwüle zugenommen, auch eine seltsame Feuchtigkeit sowie Stille, die Gerüche und Laute an mich herantrug.

Irgendwo grillte jemand, was ich roch, als ich aus dem offenen Fenster schaute. Im Nachbargarten saß eine Frau im Liegestuhl und trank Bier.

In der Ferne grummelte es.

Insekten schwirrten durch die schwüle Luft. Ich drehte mich wieder um, fest entschlossen, das Schlafzimmer zu betreten und bei Helen zu bleiben.

Genau da meldete sich das Telefon.

Ich wußte sofort, daß der Anruf nur für mich sein konnte, hob ab und hatte recht.

Es war Suko, der sich praktisch mit einem Fluch meldete und mir erklärte, daß er sich verspäten würde.

»Ein Stau?«

»Einer nur? Daß ich nicht lache. Die Innenstadt ist zu. Kurzum, es wird noch etwas dauern.«

»Okay, ich warte.«

Endlich konnte ich hochgehen. Wieder nahm ich den mir schon bekannten Weg. Nur ging ich diesmal nicht wieder zurück, sondern blieb vor der Schlafzimmertür stehen. Zuerst lauschte ich, aber zu hören war nichts. Ich wollte höflich sein und rief nach ihr.

Helen antwortete nicht.

Ich probierte es noch einmal, der Rest war Schweigen, dann drückte ich die Klinke nach unten und stellte fest, daß Helen von innen her die Tür abgeschlossen hatte.

In diesem Moment kam ich zu der Erkenntnis, welch ein Idiot ich doch gewesen war. Ich hätte mich selbst treten können. Ich wußte, daß man mich reingelegt hatte und knirschte vor Wut mit den Zähnen.

Niemand würde mir öffnen, niemand.

Ich mußte mir den Weg selbst bahnen.

Den Sesam-öffne-dich besaß ich nicht. Hier mußte ich die reine Gewalt anwenden.

Ich ging zurück, nahm einen langen Anlauf und rannte dann vor.

Es krachte, es splitterte, es detonierte, und ich jagte wie eine lebende Rakete in den Raum…

***

Nicht Sinclair! Auf keinen Fall er! Er durfte das Zimmer nicht betreten und sie sehen.

Er würde, nein, er mußte wie ein Bulle reagieren, die Waffe ziehen und schießen, denn sie war ja kein Mensch mehr, sondern eine Mischung aus Monster und Frau.
Flucht!
Das Fenster!
Es »strahlte« sie an. Es stand offen. Es war ideal für sie, und Helen fürchtete sich auch nicht davor, aus der ersten Etage zu klettern. Sie war eine andere geworden, sie hatte die nötige Sicherheit bekommen und würde sie auch einsetzen.
So kletterte sie auf die schmale Fensterbank.
Sinclair rief noch einmal.
Klopfte er, oder war es nur der eigene Herzschlag, den sie jetzt überlaut hörte?
Sie sah vor sich die Bäume. Sie bildeten die Trennung zu den Nachbarhäusern. Zweige und Äste reckten sich ihr entgegen wie helfende Hände. Es würde trotzdem nicht einfach sein, das wußte sie, denn Flügel waren ihr nicht gewachsen.
Helen stieß sich ab.
Sie fiel und schwebte zugleich und hätte normalerweise geschrieen, aber die Äste griffen ebenso zu wie die Zweige, die ihre Blätter gegen ihr verändertes Gesicht stießen, als wollten sie sich wie fette Hände daran festklammern.
Halt, sie mußte Halt finden.
Helen schlug mit den Armen um sich. Sie hoffte mehr auf einen zufälligen Griff, und dann hatte sie es geschafft. Ein Ast oder sehr starker Zweig wuchs ihr förmlich entgegen, und er war genau die Brücke, die sie brauchte.
Es hatte geklappt!
Ein Wunder?
Helen wußte es nicht. Sie dachte auch nicht länger darüber nach. Viel wichtiger war es, dem Verfolger zu entkommen, der sicherlich schon die Tür aufgebrochen hatte.
Im Baum gefangen, wühlte sie sich weiter und hätte jubeln können, als sie plötzlich den Stamm dicht vor sich sah. Sie umfing ihn wie eine Frau, die ihren Geliebten umklammert. Er gab ihr für einen Moment Halt, und sie schaute nach unten in eine Lücke hinein.
Einige Zweige konnte sie als Leiter benutzen. Helen war froh, gleichzeitig wunderte sie sich darüber, wie leicht es ihr fiel, zu Boden zu klettern.
Den Rest sprang sie.
Als sie auf dem weichen Teppich landete, da krachte der erste gewaltige Donnerschlag mit einer so großen Wucht, als wollte er den gesamten Himmel zerreißen.
Die Menschen rannten aus ihren Gärten. Damit taten sie genau das

richtige.
Nun hatte Helen freie Bahn.
Als Mutation floh sie in den plötzlich heranstürzenden Regen - in ein neues Leben…

***

Diesmal kam nicht nur der Kinoheld beim ersten Anlauf durch, sondern auch ich. Sehr hart landete ich am Boden, rollte mich zur Seite und kam wieder auf die Füße.
Ich schaute mich um.
Trümmer umgaben mich. Holzstücke hingen noch an meiner Kleidung fest, aber das war es nicht, was mich störte. Ich brauchte nur einen Blick auf das leere Bett und das offene Fenster zu werfen, um zu wissen, was hier gelaufen war.
Helen war schlauer gewesen als ich.
Trotzdem lief ich zum Fenster. Ein gezackter Blitz, der seine Linie über den Himmel zog, blendete mich. Ich zuckte zusammen, hörte das Rauschen, das nicht von den Blättern verursacht wurde, und sah dann den Regen wie einen gewaltigen und undurchsichtigen Vorhang vom Himmel rauschen.
Eine idealere Deckung gab es für Helen Kern nicht. Ich lehnte mich hinaus, bekam einen nassen Kopf und schaute in die Tiefe.
Es war nichts mehr von ihr zu sehen. Sie hatte es verstanden, die Gunst des Augenblicks zu nutzen und war verschwunden.
Sollte ich ihr nach?
Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken. Dann verwarf ich ihn wieder, denn ich konnte mir vorstellen, daß sich Helen hier auskannte, während ich ein völlig Fremder war.
Vorbei der Traum…
Ich zog mich wieder zurück. Wie es in mir aussah, darüber dachte ich erst gar nicht nach. Dabei hatte ich angenommen, ein Profi zu sein, aber so wie Helen hatte mich selten jemand reingelegt.
Zudem war es auch meiner eigenen Dummheit zuzuschreiben.
Ich ging hinunter in den Wohnraum und hörte die Türglocke. Sofort wußte ich, wer da eingetroffen war. Wäre Suko zehn Minuten früher gekommen und nicht im Stau steckengeblieben, dann hätte er möglicherweise die fliehende Helen Kern gesehen.
So aber war alles verkehrt.
Ich öffnete ihm die Tür, und er sah meinem Gesicht an, daß alles schiefgegangen war.
»Willst du reden, John?«
»Hörst du einem Idioten zu?«
»Das bin ich ja gewohnt.«
Ich ging nicht auf den Scherz ein. Im Wohnraum auf- und abgehend

erzählte ich Suko, wie dumm ich mich benommen hatte. Er nahm es nicht so tragisch.

»Das kann jedem passieren.«

»Es darf aber nicht.«

»Gut, John, auch wenn du es nicht locker nehmen willst. Vergiß Helen Kern, aber denk daran, daß wir bestimmt noch etwas von ihr hören werden. Nicht heute, nicht morgen, möglicherweise übermorgen.«

»Soll das ein Trost sein?«

»Nimm es, wie du willst. Du kannst ja eine Fahndung einleiten.«

Ich winkte nur ab, trat an das offene Fenster und starrte hinaus in den Regen.

So trübe und gleichzeitig aufgewühlt wie die Welt dort draußen fühlte ich mich auch, denn Helens Flucht war für mich eine persönliche Niederlage gewesen.

Ich würde versuchen, sie zu finden, um diese Niederlage in einen Sieg umzuwandeln. Ob es mir gelang, stand in den Sternen…

ENDE des ersten Teils